

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 9. Juli 1933.

Logierbesuch.

Aus dem Tagebuch einer Hausfrau abgeschrieben.

Von Berhart Kehnle.

3. Juli. Morgen kommt Tante Rosa auf Besuch. Wir freuen uns alle sehr darauf. Tante Rosa ist die einzige Verwandte meines Mannes, die wir noch nicht kennen. Gott gebe, daß sie die weite Reise von Segeberg gut übersteht. Wir wollen sie alle mit Liebe umgeben. Die Armste verdient es. Onkel August, ihr Mann, ist voriges Jahr in einer Irrenanstalt, wo er sechzehn Jahre zugebracht hat, gestorben. Vorher war er Oberamtsrichter. Was muß sie gelitten haben. Dabei war er sehr reich. Aber das Vermögen war mündelischer angelegt und soll infolgedessen in der Inflationszeit größtenteils verloren gegangen sein. Genau wissen wir es nicht. Tante Rosa drückt sich in ihren Briefen darüber so unklar aus. Aber das schöne Haus in Segeberg gehört ihr noch. Ohne Hypotheken.

4. Juli. Tante Rosa ist angekommen. Der Zug, den sie von Hamburg aus benutzte, war sehr überfüllt. Unglücklicherweise kam sie in ein Raucherabteil. Sie bemerkte es erst, als es zu spät war. Das hat sie sehr mitgenommen. Daraus erklärt sich wohl auch ihre schlechte Stimmung. Ich hatte extra zu Abend gekocht. Aber sie aß nichts. Sie sagte, Schweinefoteletts könne sie am Abend nicht vertragen. Auch die Rühreier, die ich ihr dann machte, lehnte sie ab, weil Eier schwer verdaulich seien. Es ist nicht angenehm, zu essen, wenn einer dabei sitzt und zuschaut. Schließlich fing sie an zu weinen und sagte, man müsse Rücksicht auf sie nehmen, sie wäre eine arme unglückliche Frau. Der schwarze Kater, den sie mitgebracht hat, mußte auch bei Tisch auf ihrem Schoß sitzen. Infolgedessen mußte unser Jodel Fips in die Küche, was natürlich nicht ohne Aufregung abging. Für meinen Mann ist das hart, er kann keine Katzen leiden. Aber er beherrschte sich und wurde wieder geradezu freundlich, als Tante Rosa sagte, sie wolle nur ein paar Tage bleiben. Als er sich nach dem Abendessen seine Pfeife ansteckte, sagte Tante Rosa, es würde ihr schlecht. Ihr Mann habe sich auch das Rauchen abgewöhnt. Es wäre eine schlechte Angewohnheit der Männer, und schade der Gesundheit. Mein Mann ging auf den Balkon. Ich sah es ihm an, daß er innerlich lachte. Aber er beherrschte sich. Mein Sohn Fritz sagte, er habe noch zu arbeiten, und verschwand. Unsere Helene war auf einmal sehr häuslich und ging in die Küche, der Jannu beim Abputzen zu helfen. Ich blieb mit Tante Rosa allein. Sie hat mir ihr ganzes Leben erzählt. Es war für mich sehr anstrengend, ihr zuzuhören. Weil sie immer dazwischen weinte. Aber man muß Mitleid mit der Armen haben, die das Schicksal so hart getroffen hat. Als ich sie um 12 Uhr fragte, ob sie nicht müde sei, sagte sie, sie ginge immer sehr spät zu Bett, weil sie vor zwei Uhr doch nicht schlafen könne. Außerdem müsse sie sich vor dem Schlafengehen immer eine Patience legen. Das dauere eine Stunde. Schließlich war ich zu müde, ihr dabei zuzuschauen, und ging auf den Balkon. Mein Mann war vom Balkon aus durch das Fenster ins Schlafzimmer gekommen und schlief. Auch die Kinder hatten sich, ohne gute Nacht zu sagen, zu Bett gelegt. Aber ich konnte die Tante doch nicht allein lassen. Als ich ihr endlich auf dem neuen Patentsofa, das wir für sie neu angeschafft hatten, das Bett zurecht machte, sah ich ihr an, daß es ihr nicht paßte, auf einem Schlafsofa zu schlafen. Aber bei vier Zimmern und großen Kindern kann man sich doch kein Fremdenzimmer leisten. Der Kater mußte bei ihr auf dem Sofa liegen. Jetzt ist es halb drei Uhr. Ich bin wie zer schlagen. Aber man muß auf einen Gast Rücksicht nehmen. Morgen wird sich schon alles eintreten.

5. Juli. Morgens um sechs Uhr wurden wir alle geweckt. Der Kater mußte auf seine Schüssel. Die Schüssel war in der Küche. Und in der Küche war Fips. Es gab einen großen Spektakel. Mein Mann war wütend. Aber die But bekam nur ich zu spüren. Der Tante gegenüber beherrschte er sich. Zum ersten Male seit unserer Ehe ist er ohne Gruß fortgegangen. Aber er hat einen wichtigen Termin bei Gericht. Da muß man Rücksicht auf seine Nerven nehmen. Die Tante legte sich nach dem Spektakel mit der Kage wieder hin und schlief bis zehn Uhr. Wir konnten also nicht ins Wohnzimmer. Mein Mann und die Kinder frühstückten in der Küche. Ich wartete damit, bis die Tante fertig war. Es war 11 Uhr. Das war für mich sehr hart. Aber man kann einen Besuch doch nicht allein frühstücken lassen. Nun, die paar Tage, die die Tante bleiben will, werden auch vorüber gehen. Nach dem Frühstück legte sie Patience. Da konnte ich in die Küche gehen. Mein Mann telephonierte, daß er nicht zum Mittagessen käme, weil sie mit dem Termin am Vormittag nicht fertig geworden seien. Und am Abend wäre eine wichtige Besprechung im Anwaltsverein. Er ginge gleich vom Gericht dorthin, er käme also auch nicht zum Abendessen und es könne sehr spät werden. Um meinen gewohnten Nachmittagschlaf bin ich gekommen. Tante Rosa sagte, der Nachmittagschlaf wäre eine Beweichlichung der Großstädter, sie schlief nie am Nachmittag. Sie hat mir wieder ihre ganze Lebensgeschichte erzählt. Es war sehr hart für mich, weil sie immer wieder dazwischen weinte. Aber Onkel August muß es bei ihr auch nicht leicht gehabt haben. Die Kinder habe ich seit dem Mittagessen nicht mehr gesehen. Sie sagten, es rieche so merkwürdig in der ganzen Wohnung. Die Jannu sagte, das käme von dem Kater. Als ich das Fenster aufmachte, hat Tante Rosa es gleich wieder geschlossen. Sie sagte, das gäbe Zugluft, und die könne sie bei ihrem Rheumatismus nicht vertragen. Ich habe furchtbare Kopfschmerzen. Ob die von dem eigenartigen Geruch kommen? Jetzt ist es zwei Uhr nachts. Mein Mann ist noch nicht zu Hause. Ich wollte aufbleiben, um ihm zu sagen, daß er auf dem Patentsofa schlafen muß. Tante Rosa liegt nämlich in seinem Bett. Sie sagte, das Patentsofa bräcche sie um. Ich will ihm einen Zettel schreiben. Ich bin zu müde, um noch länger auf ihn zu warten.

Was wird er sagen? Nun, die paar Tage werden auch vorübergehen.

10. August. Ich komme vor Müdigkeit nicht mehr dazu, in mein Tagebuch zu schreiben. Die Koffer von Tante Rosa stehen immer noch unausgepackt auf den Stühlen in unserem Schlafzimmer. Es sieht sehr unordentlich darin aus, aber jedes Mal, wenn ich sie auspacken wollte, sagte sie, es lohne sich nicht, sie bliebe ja nur noch ein paar Tage. Die brave Jannu, die wir zwei Jahre gehabt haben, ist am ersten gegangen. Sie sagte, sie könne es bei der Tante Rosa nicht mehr aushalten. Seitdem habe ich schon drei neue. Daß ich verheiratet bin und eine Familie habe, weiß ich schon lange nicht mehr. Mein Mann hat das Patentsofa in seine Kanzlei bringen lassen. Er sagte, er hätte jetzt so viel zu arbeiten, daß er gleich in der Kanzlei schlafen müsse. Ihn und die Kinder sehe ich nur noch beim Mittagessen. Dann verschwinden alle gleich wieder. Sie sagen, sie könnten den Geruch in der Wohnung nicht aushalten. Die Jannu hat recht gehabt. Der Geruch kommt von Tante Rosas Kater. Ich habe alle Möbel mit Ljöl abgewischt. Aber es hilft nichts. Tante Rosa erzählt mir täglich ihre Lebensgeschichte. Ich fange an zu glauben, daß Onkel August gar nicht verrückt gewesen ist, sondern daß er sich nur so gestellt hat, um von der Tante fortzukommen. Ich habe deshalb nach so langer Zeit mein Tagebuch wieder hervorgeholt, weil ich in froher Stimmung bin. Tante Rosa sagte heute zu mir, daß sie am Montag bestimmt fahren würde, weil jetzt die Stachelbeeren in ihrem Garten in Segeberg reif seien. Da wäre es Zeit, an das Einmachen zu denken. Ich sagte, daß uns das allen leid sein würde, wenn sie so bald schon wieder abreiste. Aber ich bin ganz rot dabei geworden, weil es doch eine dicke Lüge war. O, wie werde ich aufatmen, wenn sie am Montag in der Bahn sitzt. Gott gebe, daß nichts dazwischen kommt.

20. August. Es ist was dazwischen gekommen, nämlich die Frau Major. Sie haben wir Tante Rosa in all den Wochen bewegen können, auszugehen und sich die Stadt anzusehen. Immer sagte sie, die Stadt wäre ihr zu unruhig mit all den Trambahnen und Autos. Aber am Samstag vor dem Montag, wo sie abreisen wollte, ging sie fort, um einige Einkäufe für die Reise zu machen. Da hat sie im Warenhaus die Frau Major getroffen. Sie ist eine Pensionsfreundin von ihr. Seit dreißig Jahren hatten sich die Freundinnen nicht mehr gesehen. Tante Rosa ist dann mit der Frau Major in deren Wohnung gegangen. Wir waren in großer Aufregung und mein Mann hatte schon an die Polizei telephonierte, weil Tante Rosa um zehn Uhr noch nicht zu Hause war. Als sie dann endlich kam, erklärte sie uns, daß sie jetzt selbstverständlich noch ein paar Tage bleiben würde. Das hat uns nicht weiter aufgeregt, weil wir dachten, Tante Rosa würde den ganzen Tag bei der Frau Major sein. Aber das war nicht der Fall. Die Frau Major war den ganzen Tag bei uns. Weil Tante Rosa sagte, daß sie die vier Treppen zu der Frau Major wegen ihres Herzens nicht steigen könnte. Die Frau Major ist sehr eigen. Gleich am ersten Abend gab es eine Szene, weil sie an unserer Helene so viel auszusehen hatte. Sie sagte, ein

junges Mädchen habe erst zu sprechen, wenn es gefragt würde, und ihre Frisur sei botänhaft. Helene ließ sich das nicht gefallen, und auch mein Mann griff ein. Aber gegen die Frau Major kam doch ein Gast war, vermittelt. Aber beruhigt hat sie sich erst, als Tante Rosa mit den Karten kam. Da haben beide dann Patience gelegt und ich habe meinen Mann, ohne daß die Damen meine Abwesenheit bemerkten, ein Stück Weges zu seiner Kanzlei begleitet. Meinen Sohn Fritz sehe ich überhaupt nicht mehr. Er hat sich bei einem Freunde einquartiert und seinen Fips, dem der Kater ein Auge blutig geschlagen hatte, mitgenommen.

29. August. Tante Rosa denkt nicht mehr an die reifen Stachelbeeren in Segeberg. Sie sagt, wenn nicht die vier Treppen wären, möchte sie am liebsten ganz hierher ziehen und mit der Frau Major zusammenwohnen. Es ist sehr still bei uns. Die beiden Damen legen jeden Tag bis in die Nacht hinein Patience. Ich sitze dabei und bessere Wäsche aus. Fritz ist bei seinem Freunde. Und Helene, die die Frau Major nicht mehr riechen kann, hat durch das Mädchen den Liegestuhl in die Kanzlei bringen lassen. Dort schläft sie bei ihrem Vater. Auf einem Spirituskocher macht sie das Frühstück und Abends den Tee. Auch unser Radio hat ihnen Fritz in der Kanzlei eingerichtet. Helene schwärmt mir beim Mittagessen vor, wie gemütlich es Abends bei Papa sei.

3. September. Ich muß jetzt jeden Abend Hoffmannstropfen nehmen. So schlecht ist mir. Der Geruch von dem Kater im Schlafzimmer ist nicht mehr zu ertragen. Aber allein will Tante Rosa nicht schlafen. Sie sagt, sie habe sich so an mich gewöhnt. Aber wenn sie eingeschlafen ist, schleiche ich mich in Helenens Zimmer, wo der Geruch sich nicht so bemerkbar macht und schlafe in Helenens Bett. Das hält mich noch aufrecht.

7. September. Heute sagte Tante Rosa, sie könnte ihr Haus in Segeberg gut an den Aposteler verkaufen, der es schon lange haben wolle für seinen Schwiegersohn, der sich in Segeberg als Arzt niederlassen will. Wenn die Frau Major im ersten Stock wohnte, so wie wir, dann bleibe sie ganz bei der Frau Major. Als ich es meinem Mann erzählte, sagte er, das wäre vielleicht der Finger Gottes. Was mag er damit meinen?

9. September. Es war wirklich der Finger Gottes! Mein Mann ist heute zur Frau Major gegangen und hat ihr Wohnungsaustausch vorgeschlagen. Alles ist geregelt. Die Frau Major nimmt mit Tante Rosa unsere Wohnung. Und wir ziehen in den vierten Stock. Mein Mann will keinen Tag warten. Morgen ist der Umzug. Mein Gott, wie bin ich froh.

10. September. Ich bin zwar totmüde vom Paden und Einrichten der neuen Wohnung, aber ich bin so selig, daß ich mein Glück heute noch meinem lieben Tagebuch anvertrauen muß. Die Kinder und Fips haben einen Indianertanz aufgeführt und mein Mann ist mit mir durch alle Zimmer getanzt. Die Wohnung hat nur drei Zimmer, aber Fritz schläft im Wohnzimmer auf dem Patentsofa. Dann geht es schon. Mein Mann sagte, es wäre ein Glück, daß sie so klein wäre, dadurch würden wir von allem Logierbesuch und allen Tante Rosas, die keine vier Treppen steigen können, für ewige Zeit verschont. Alle schlafen schon. Ich sitze hier vor meinem Tagebuch und weine. Aber es sind Tränen der Freude.

Die Welt der Frau.

Evchen packt ihren Koffer . . .

Der Auftakt zur Reise.

„Also am Mittwoch geht's los“, hat Nutti gesagt, „wir fahren an die See!“ Und Evchen hat gejubelt: „Es geht los! Nutti, wieviele Tage sind noch bis Mittwoch? Kommt auch bestimmt nichts dazwischen? Nutti, Lottchen nehmen wir doch auch mit? (das ist die Lieblingspuppe.) Und Lottchen muß noch ein neues Kleid haben. Und den Ball, den großen, nehmen wir auch mit, Nutti, ja?“ Eigentlich möchte Evchen auch die Puppe Willi mitnehmen und Fip und Joz, die beiden Wollhunde, und drei Silberbücher und Murks, den Teddybären. Vor allen Dingen dürfen natürlich die Schwimmringe nicht vergessen werden, die große Ente Mathilde und die verschiedenen Goldfische aus Jelluloid. Und wozu fahren wir an die See, wenn man da nicht buddeln kann? Aber da ist ja Gott sei Dank der herrliche rote Sandeimer und die verschiedenen Formen zum Aushendeln mit schönem nassen Sand und der kleine Spaten und der lange Spaten und . . .

„Es geht nicht, Evchen“, sagt Nutti. „Alles das können wir unmöglich mitnehmen. Sieh mal, wir haben doch den einen großen Koffer, in den Papas Sachen und meine und deine alle zusammen hineinsollen. Wo könnten wir da noch den vielen Kram verstauen?“ Evchen zieht eine Schippe, und schon lugeln die ersten Tränen über die Backen. „Aber Lottchen muß doch mit“, jammert sie, „und Mathilde — huhu — und der Eimer . . .“ Nutti denkt scharf nach, und steht natürlich ein, daß es ohne Lottchen, Mathilde, die Ente, ohne Eimer und Aushendelformen und dies und das einfach nicht geht. Das würde den Erfolg der ganzen Reise, zum mindesten Evchens Erholung und Freude in Frage stellen. Und Nutti findet eine Entscheidung, die König Salomo jeligen Angedenkens alle Ehre gemacht hätte. Evchen, ich hab's!“, ruft Nutti, „ich hab eine glänzende Idee! Du bringst einen kleinen Koffer für dich allein, das heißt nur

für deine Spielsachen. Was du anziehst, das packen wir in den großen, und alles, was du zum Spielen mitnehmen willst, das kommt in ein besonderes Kofferchen — aber, Evchen! Jetzt kommt die Hauptsache: dieses Kofferchen mußt du selber tragen, und mehr als du tragen kannst, darfst du eben nicht mitnehmen. Basta.“

Evchen ist zunächst begeistert. Auf dem Boden findet sich noch ein leichter kleinerer Korb. Man kann ihn mit Lederriemen zuschnüren und dann bequem an einem Handgriff tragen. Er stellt für Evchens vierjährige Kräfte einen angemessenen Handkoffer dar. „So“, sagt Nutti, „du kannst nun mal probieren, was alles hineingeht und probepacken.“ Evchen hat den Korb auf einen Stuhl gestellt und schleppt nun alles herbei, was sie sich so gedacht hat, mitzunehmen: Lottchen, Mathilde, die Goldfische zum Schwimmenlassen, den Sandeimer, die Formen, den kleinen Spaten, den großen Spaten, die Silberbücher, dann — das hätte sie bald vergessen — für Lottchen die Garderobe. Niemand kann verlangen, daß Lottchen auf der Reise täglich im gleichen Kleid „herumläuft!“ Lottchen braucht etwas für warme und etwas für kalte Tage. Der Berg an Sachen häuft sich . . . Fip und Joz warten darauf, verstaubt zu werden, Murks und Teddy lehnt in der Sofaecke und denkt: „ich komme auch noch dran!“ Aber Murks irrt sich . . .

Evchen hat begonnen zu packen. Evchen legt alles nebeneinander in den Korb. Aber bald steht sie gänzlich ratlos. Es geht ja rein nichts in den dummen Korb. Schon ist er voll, und da sieht noch Murks, und die Silberbücher liegen da, und Mathilde — also Mathilde muß einfach mit. Nutti kommt schließlich zu Hilfe, Nutti zeigt Evchen, wie man so packt, daß viel mehr in den Koffer geht. Man einigt sich auf ein Silberbüch, Joz, der eine Hund muß daheimbleiben, und endlich sagt Nutti: „Weißt du, Evchen, ich glaube, Murks bekommt die See überhaupt nicht. Sieh mal, der Teddy wird doch da schrecklich sandig — und überhaupt, ein Fip gehört doch nicht an den Strand, das ist stillos!“ „Stillos“ nicht Evchen und sieht ganz unglücklich aus. Aber es hilft

nachts, „Du hast ja Lottchen“, tröstet Mutti, „und was meinst du, wie sich Murks nachher freut, wenn wir wiederkommen!“ Und bei sich selbst denkt sie: „Ich werde ihn tüchtig einmotten und in Zeitungspapier einwickeln, sonst fressen ihn am Ende während der Ferien noch die Motten!“

Kleingarten am Fenster.

Von Marianne v. Ziegler.

Was würden Sie zu einem Menschen sagen, der vorgibt, ein leidenschaftlicher Hundefreund zu sein, weil er sich einen fertigen und ausgewachsenen Schnauzel in Haus kommen läßt, an schönen Tagen ein wenig mit ihm spazieren geht und ihn dann wieder dem Züchter zurückgibt? Würden Sie ihn ernst nehmen? Keineswegs. Nun, gerade so gibt es unter den Inhabern von Fenstergärten solche, die auf diesen Namen ganz unbegründete Ansprüche erheben. Der Besitzer irgendeiner mehrstädtigen Fassade zum Beispiel befehlt sich beim Schreiner dem laufenden Meter nach eine Anzahl grüner Kästen, und läßt etwa Ende Mai, wenn es keine Gefahr mehr hat, vom Gärtner kräftige Geranien oder Petunien hineinpflanzen; damit ist für ihn die Sache erledigt, denn wenn er es mit dem Gießen nicht geradezu frevelhaft nachlässig hält, tut der liebe Gott schon das Seine dazu. Und deswegen wird kein Heimgärtner von heute ihn als feinesgleichen gelten lassen, am wenigsten der echte, leidenschaftliche Fenstergärtner.

Meist ist es nur Schuld des Zufalls oder widriger Umstände, gegen die man nicht ankann, daß er diesen seinen inneren Beruf nicht in größerem Umfang ausübt — in einem Häuschen im Grünen vor der Stadt oder wenigstens auf einem der vielen Mietgrundstücke, die neuerdings unsere Glasherbenviertel in freundlich blühende Gefilde verwandeln. Aber wenn er auch nur ein paar bescheidene Kästchen sein eigen nennt, ja selbst wenn es entvölkerte Heringsbottichen sein sollen, die er auf dem Hofballon aufbaut und betretet — eins lebt in ihm wie in seinem glücklicheren Kollegen da draußen: der Drang nach der eigenen Scholle, die Sehnsucht, Lebendiges mit eigener Hand zu pflanzen und etwas zu ernten, das er selbst geerntet hat.

Mit dieser Ernte freilich hat es gute Wege. Denn gerade der Fenstergärtner geht sehr oft, anfangs zumal, mit mehr Liebe als Sachkenntnis an seine Aufgabe heran. Freilich erwacht mit den ersten schönen Märztagen auch ihm, dem armen, alphasgebundenen Wesen, die Unruhe im Blut, die seine Ahnen draußen im Freien spürten, und auch er bereitet sein Land. Die feuchte schwarze Erde duftet wie ein frisch umgebrochener Acker und weckt ein Erinnerung an längst vergangenes. Aber ach, wie weit liegt es zurück, daß ihm, dem Stadtgeborenen, kaum mehr davon blieb als die Sehnsucht... das Wissen, das Können wird er sich erst wieder neu erwerben müssen.

Doch mutig geht er ans Werk. Schon die Auswahl der beabsichtigten Kultur ist ein Geschäft voll atemberaubender Spannung. Er betritt den Laden, dessen Schaufenster er seit Wochen umlauert hat. Soll er dem Rate des sachkundigen Verkäufers folgen, sich mit den erprobten Kapuzinern und Feuerbohnen begnügen? Da sind geheimnisvolle Päckchen aufgereiht, die unter dem Namen „Prachtwundermischung“ oder „Riesensommerzauber“ mit bunten Bildern unerhörte Dinge versprechen. Der angehende Kleingärtner schiebt sich schon im Schatten einer wuchernden Tropenflora den Morgenkaffee trinken, und sehn gegen eins ist zu weiten, daß alle Einwände der Vernunft vergeblich sind. Er ist selbst überzeugt, daß in seinem Fensterkist, bei seiner Pflege sich auch solche Gewächse entfalten müssen, die anderswo nur mit meterhohem Humus oder Mittelmeerklima zufrieden sind. Dann folgt die faktuale Handlung der Aussaat, getrieben nur von geheimen Zweifeln, ob man die Körner mit freigelegter Hand streuen oder in weiser Sparsamkeit und angemessener Entfernung in die Erde streuen soll, die endlich geheimnisvoll das ihr Anvertraute deckt.

Nun beginnen für den neuen Gärtner die Tage brennender Ungeduld. Es soll vorkommen, daß er selbst in reiferem Alter noch der Versuchung erliegt und ganz heimlich, wenn's niemand sieht, ein bißchen mit dem Bleistift nachgräbt. Trifft er dann auf einen weißlichen Trieb, der zum Licht empor will, so durchzuckt ihn freudiger Schreck: es wird, wahrhaftig, es wird! Und schnell scharrt er die Erde wieder zu, nicht ohne Angst, ob sein Vorwitz auch keinen Schaden angerichtet habe. Aber wenn kein allzu grimmgiger Frost mehr einfiel, reden sich wirklich eines Tages die jungen Pflänzchen empor. Manche tragen die Keimhülle wie einen aufgeschlüpften Hut mit sich, manche entfalten sogleich zierliche Blättlein, andere sind putzig eingerollt, so daß man nicht wissen kann, was daraus wird — es ist unerhört spannend. Dies um so mehr, als schon ringsum Gefahren lauern. Mittags scheint die Sonne unarmherzig warm, nachts nähert sich das Thermometer, das man aus dem besten Schlaf heraus ängstlich befragt, verdächtig dem Nullpunkt. Dann wieder peitscht und zersaut ein Frühlingsgewitter die jungen Triebe, und des Nachbars Lauben, gewohnt, auf dem Fenster Sims zu promenieren, stellen sich ein und benehmen sich ungefähr wie eine Elefantenherde im Umanadorf. Der Kleingärtner erlebt alle Sensationen, die seinem größeren Bruder draußen vor der Stadt das Dasein bereichern und erschweren.

Immerhin grünt nach einigen Wochen auch seine Saat. Nur daß der Riesensommerzauber Anlaß zu allerhand Zweifeln gewiesen: ist es eigentlich nur Grasarten gewesen, oder sollen die besonderen Gewächse erst kommen? Endlich steigen einige besiedelte Singsel empor, Ranken kletterten an der Schnur, die für sie gezogen wurde, und eines Morgens sind da und dort partiarbige Knospen, bereit, sich zu entfalten. Was tut's, daß es keine Tropenwunder sind, sondern eben doch die lieben treuen Kapuziner und Widen, die gottlos das Rüdgrat der Prachtwundertüte bildeten. Wie so oft im Leben begrüßt man nach Hangen und Bangen mit dankbarem Jubel, was vor Wochen noch nicht der Rede wert schien.

Nun kommt des Fenstergärtners hohe Zeit. Bedrückt ihn bisher der Gedanke, daß die nächste Sommerreise wohl wieder ein schöner Traum bleiben würde, so wäre er jetzt geradezu empört über jedes Anstehen, seine Kulturen treulos im Stich zu lassen. Ihnen gilt am Morgen sein erster, am Abend sein letzter Blick. Hat er Glück, so entwickeln sich aus der vielversprechenden Sammlung doch noch ein paar Spärlücker und lassen ihn endlich die erwarteten Überraschungen erleben. Aber er schreitet auch anders als früher, mit wachen Augen nämlich, durch die Strahlen, prüft, was die Kollegen in der Nachbarschaft erreicht haben, bald mit heimlichem Reid, bald in edlem Stolz auf die eigene Leistung. Und wenn der Herbst kommt und der einjährige Pracht ein Ende macht, so ist aus dem Anfänger schon ein ernsthafter Fachmann geworden, der im nächsten Frühjahr ganz überlegen an die Sache herangehen wird. Vielleicht bringt er es sogar zu der hohen Meisterhaftigkeit, die selbst widerstrebende Kulturen zum Blüten und Tomaten zum

Reifen zwingt. Vielleicht ist die Freude an seinem Fenstergarten der erste Antrieb gewesen, daß eines Tages ein Großstädter mehr entschlossen den grauen Mauern den Rücken wendet und alles daran setzt, dahin zurückzukehren, wo wenigstens Himmelsweite, grünes Gras und schattende Bäume für ihn da sind. Vielleicht erkämpft er sich sogar ein Stückchen eigenen Boden; wenn es auch weit draußen liegt, wo das Siedeln wenig Geld und viel Arbeit kostet — was tut's? Bald hat er über seinem neuen Besitz alles vergehen, was ihn und seinesgleichen einst in die Stadt gelockt hat. An eins wird er sich hoffentlich dankbar erinnern, weil es ihm den Weg hierhergewiesen hat: an seinen ersten Garten, vier Treppen hoch hinten hinaus im Kistchen, vor dem Dachfenster.

Exprobt und bewährt!

Russelin-Kleider und -Blusen reinigt man am besten, indem man sie mit einem benzingertränkten Lappen abreibt und sie darauf in lauwarmem Wasser wäscht. Hartnäckige Flecken kann man hiernach mit etwas Seife waschen, denn durch das Benzin wird das Auslaufen der Farbe verhindert.

Der Jugendfreund.

Die gefährliche ECKE

„Wenn du das noch ein einziges Mal machst, bin ich dein Freund nicht mehr.“ — sagte Günter Vorberg, der Zwölfjährige, zu seinem um elf Monate jüngeren Bruder Götz.

Der Kleine sah ihn aus seinen lustigen braunen Augen verschmüht an und raunte: „Mein Freund bleibst du ja doch! Kannst gar nicht anders!“

Der Schulweg der beiden Brüder führte über eine stark belebte Straßenkreuzung. Da hieß es auf dem Fußsteig ruhig und bedächtig warten, bis durch den Schutzpolizisten und das über der Straße befindliche Lichtzeichen der Autoreihe Halt geboten, der Übergang für die Fußgänger freigegeben war. Durch Unterweisung in der Schule und Belehrungen durch die Eltern waren die beiden Stadtkinder in diese Dinge genügend eingeweiht worden. Vater und Mutter ließen sie ruhig ihren Schulweg gehen, höchstens wurde dem vorsichtigen Günter noch einmal eingeschärft: „Paß ein bißchen auf Götz auf!“

Dieser Götz! Auf ihn aufzupassen war oft nicht leicht! Der Windhund tat das Verkehrteste und Reizte mit besonderem Vergnügen. Der große Bruder hatte den kleinen furchtbar gern, auch Götz hing an andern. Ungezweifelnd waren die beiden, Lernen, Spielen, Sport und Sammlungen liebten sie aneinander. In der Klasse wurden sie nicht die Brüder, sondern die Freunde genannt, weil keiner außer dem andern noch einen Freund besaß.

Günter hatte als Sechsjähriger gekränkelt, und so war es gekommen, daß die beiden am selben Tage in das Reich des Wissens eingetreten waren. Die gegenseitige Freundschaft war eifrig und innig — so etwas lassen sich Jungens aber nicht gern merken. Wenn einmal einer dem andern so recht gut war, sagte er höchstens: „Du, alte Krabbe, das hast du ja mal wieder großartig geschmissen.“

Heute morgen auf dem Schulweg hatte es diese liebevollen Benennungen aus dem Tierreich aber nicht gegeben. Günter war außer sich! Wie oft hatte er den Kleinen schon mit fast männlichem Ernst gebeten: „Tu' das nicht wieder!“

Der Kleine trieb einen verwegenen Sport. Eine innere Lust am Wagnis reizte ihn bis aufs Blut. In der langen



Er dreht sich um. Mutter...

Autoreihe irgendeine kleine Lücke zwischen zwei Taxen oder schmalen Linien zwischen zwei Fahrzeugen hindurch und hatte es immer noch mit besonderer Fingigkeit erpäht, daß der Schupo in dem Augenblick nach einer anderen Richtung sah.

Günter, dem solche Wagnisse nie in den Sinn kamen — dazu war er viel zu solid und einsichtslos! — regte sich von Tag zu Tag mehr über den Unbann auf. Heute war seine Geduld gerissen.

„Götz“, sagte er, indem er auf dem Bürgersteig in gestrafter Haltung stehen blieb und den Bruder mit gebietendem Blick gleichfalls zum Einhalt zwang, „Götz, ich übernehme es nicht mehr allein. Wenn du es morgen noch einmal tust, sage ich es Mutter.“

Entrückt sah ihn der Kleine an. „Das willst du tun? Fui Teufel!“

Diese Entrückung war durchaus im Sinne von Günters Wesen, ihm widerstand es selbst, den Bruder anzugeben, aber was tun?

Alsdann spült man tüchtig in lauwarmem Wasser, drückt mächtig aus und hängt die Kleidungsstücke auf einen Kleiderbügel zum Trocknen. Geplättet wird auf der linken Seite, so lange der Stoff noch etwas feucht ist.

Um Handflecke zu vermeiden, die durch das Reinigen von Stoffen durch Benzin entstehen, muß man ihn in noch halbfeuchtem Zustand, nicht zu heiß, plätten.

Obstflecke aus Seide, Baumwolle oder Wolle entfernt man durch das Abkloswasser weißer Bohnen, das anstelle von Seifenwasser die Gewebe nicht angreift. Alsdann in lauwarmem Wasser vorsichtig ausspülen.

Milchtrüge und Milchsaunen sollten wenigstens ein Mal die Woche mit Salz ausgescheuert werden.

Zinzeimer scheuert man mit warmem Seifenwasser, dem man etwas Paraffin beifügt.

Obst kocht nicht über, wenn ein klein wenig Butter zugefügt wird.

Beim Abschäumen der Suppe tippe man den Topf ein wenig, so daß die niedrige Seite zu sich gewandt ist. Der Schaum steigt dann nach der entgegengesetzten Seite auf und kann besser abgenommen werden.

Um die Speiseflamme von Fliegen freizuhalten empfiehlt es sich, das Fensterbrett mit Zitronensaft zu bestreichen und auch ein paar Zitronenscheiben zwischen die Speisen zu legen.

Am nächsten Morgen schlüpfte das Untier, wie er ihn in aller Liebe oft nannte, zwischen einem Lastwagen und einer Spiegelnd lackierten Limousine durch. — Günter sagte heute kein Wort.

„Mutter“, raunte er der Mutter zu Hause ins Ohr. „Ich muß dir etwas mitteilen, und doch will ich es eigentlich nicht. Die Ehre gebietet: Sag's nicht! Aber ich habe doch so Angst um Götz. Ich will es dir nicht sagen, was er treibt. Du mußt es selber sehen. Kannst du nicht mal so zufällig an die Ecke Kaiserstraße und Langestraße kommen? Dir zum Beispiel Handschuhe kaufen oder Tee holen? Dort sein, ohne daß du gesehen wirst? Aufpassen, wenn wir über die Straße gehen?“

„So! Nun war es gemeldet und doch wieder nicht. — — Frieblich machten sich die Brüder am andern Morgen auf den Weg.“

Am Knotenpunkt der beiden gefährlichen Straßen stehen sie nun. Der kleine Schlingel lugt schon wieder wie ein Bißel, zum Sprunge gespannt. Halt — da saht ihn eine Hand und hält ihn fest an der Rattosenbluse.

Er dreht sich um.

„Mutter — — Die Mutter ist eine von denen, die nicht viele Worte machen. Sie kann einen aber angucken — Der Kadler stürzte vom Rad und rief den Jungen um.“



steht: Mutter weiß alles! Ganz in sich zusammengesunken murmelt er: „Mutter, ich tu's bestimmt nicht mehr.“ — Das ist wie ein Eid. Mutter weiß, nun ist der ehrliche Junge in diesem Punkte sicher vor Gefahr. „So, nun geht nur,“ sagt sie, und leise in sich hineinlächelnd blüht sie ihren beiden Schulbuben nach. Die gehen schweigend nebeneinander. Ein paar hundert Schritte fällt kein Wort. Dann kommt es eiskalt von dem Kleinen Munde: „Fui, schäm' dich, — gepeht!“

Günter fragt mit gemachtem Erstaunen: „Wieso?“ Aber glühend rot wird er dabei. Es hilft nichts — der Kleine ist zu schlau. Sie gehen schweigend weiter.

Günter zittert und bebzt innerlich, er hat etwas Viebes und Teueres verloren. Aber reden kann man doch über so etwas nicht! Er ist gespannt, was der Kleine weiter tun und sagen wird. Vielleicht ihn ganz scheußlich herunterputzen?

Nein, das tat er nicht. Er war eigentlich wie immer. Er redete mit dem Bruder, was nötig war, nur anders. Man hätte sagen können, er war netter als früher, jedenfalls viel höflicher! „Scheußlich höflich“, dachte der andere.

„Wünschst du etwas?“ redete er den Bruder an, wenn dieser versuchen wollte, den Bann durch eine gemüthliche Plauderei zu brechen. Das war auch für Günter nicht leicht.

Wie gern hätte er herausprudeln mögen: „Komm doch! Sei doch gemüthlich, alter Affe!“

Die Haltung des Kleinen verbot das. Der Kleine war über ihn gewachsen, ihm ferngerückt, unnahbar fern. — — Hier, fünf Tage ging das so. Das Herz tat Günter weh, und besonders weh, wenn der kleine Mann mit dem kühlen, ernsten Gesichtsausdruck neben ihm gleichgültig artig in der Menschenkolonnen über die Straßenkreuzung ging. Die geliebten Abenteuer lagen hinter ihm.

Nun, ein Erlebnis kann kommen, man weiß oft nicht, woher. Der kleine stolze Mann war doch mild durcheinander gebracht durch die ganze Geschichte. Die Entfremdung zwischen dem Bruder und ihm lag doch schwer auf ihm. Darüber sinnend, ging er eines Nachmittags, einen Auftrag der Mutter auszurichten, durch eine stille Straße des Vororts, in dem die Familie wohnte, so tief in Sinnen, daß er einen Radfahrer nicht bemerkte, der auch wie im Traum hertrabte. Sie prallten hart aneinander — der Kadler stürzte vom Rad und rief den Jungen um; mit blutenden Stirnen lagen sie beide auf dem rauh gepflasterten Boden.

Ein durchblutetes Taschentuch auf die Stirn gepreßt, wollte Götz ins Haus schlüpfen! Von diesem blödsinnigen Unfall wollte er kein Aufhebens machen.

Aber komisch war es — alles freiste um ihn; — — was in den nächsten Minuten geschah, wußte er nicht. Mit erwachendem Bewußtsein aber sah er etwas ihn Beglückendes. Sein Bruder stand über ihn gebeugt: „Kannst du keinen Eis, was ist dir denn?“

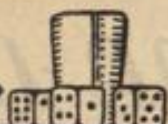
Götz erklärte: „Nichts, gar nichts! Ein ganz gewöhnlicher Radfahrer hat mich auf glatter Straße umgefahren.“

Darüber mußten sie beide furchtbar lachen. Götz meinte einsichtslos: „Gut, daß ich damals nicht von einem Auto überfahren worden bin. Das wäre nicht so abgelaufen!“

Die blutende Wunde war bald geheilt. Auch eine schlimmere, die vielleicht sehr böse hätte werden können. Gemüthlich und nicht im geringsten mehr formell verkehrten die Brüder wieder miteinander. K r i e d a S c h a n z



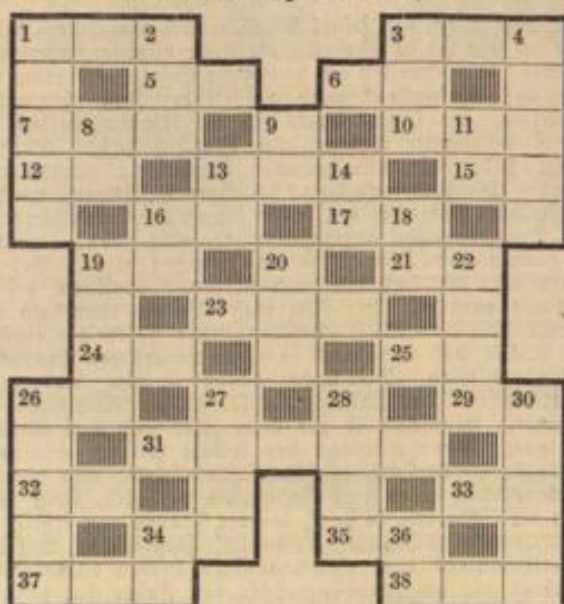
Rätsel und Spiele.



Schach-Spalte.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Silben-Kreuzwort-Rätsel.



Senkrecht: 1. Oper von Meyerbeer, 2. Ehefrau, 3. europ. Fürstentum, 4. Stadt in der Türkei, 8. Verwandter, 9. Wäd, 11. Weintrauben, 13. Gipfel der Berner Alpen, 14. Nebenwohner, 16. Wasserfahrzeug, 18. größere Anzahl, 19. Bitterungserscheinung, 20. geschloss. Gesellschaft, 22. Heiligtum, 26. Staat in Nordamerika, 27. mittelalterliche Schreckeneinrichtung, 28. fruchtbare Wüstenrelle, 30. Gemeinschaftsgefühl, 34. Hansestadt, 36. Papageierart.

Waagrecht: 1. Fluß in Italien, 3. griech. Halbinsel, 5. Käse, 6. Frauenname, 7. Porzellanerde, 10. asiat. Halbinsel, 12. Stadt in Westfalen, 13. thüringische Stadt, 15. Männername, 16. Gattung der Säugetiere, 17. Stadt in der Rheinprovinz, 19. Gartengerät, 21. thüringische Stadt, 23. Färbensitz, 24. Bitterung, 25. Riesenschlange, 26. männl. Haustier, 29. Buchst. 31. Militärunterkunft, 32. Größenbezeichnung, 33. chem. Produkt, 34. Werkzeug, 35. bibl. Frauenname, 37. Kirche in Rom, 38. Seltenheit.

Räffelsprung.

wir	durch	durch	steht	her	de	flut
wer		fluß	freu	die		füll
hin	ist	was	gro	du	nicht	brin
zeit	nen	ist	gen	uns	der	men
lan	durch	ein	nie	schwim	gen	was
rin	die	de	es	an	will	fluß
hin	dem	ber	ben	wird	und	muß
ge	S.	ben	dem	steht	le	der
auf		wir	sein	fast		de
men	land	von	drü	stam	wird	lers

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

a — a — an — au — bau — be —
bee — ben — ber — bo — chi — chi —
chlor — dau — den — der — di —
di — e — ei — ei — erd — ex — fest —
fisch — fiz — gu — ham — id —
in — in — ko — lin — mer — ne —
ne — ner — ner — nie — no —
pe — re — rhom — rühr — schon —
ser — sisch — ste — stoff — te —
ten — ti — tin — tow — trom — trep —
ü — wald — was — weiß — zeit

Sind 21 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, erstere von oben, letztere von unten gelesen, zwei Sprichwörter ergeben. (Es gilt als 1 Buchst.)

Bezeichnung der Wörter:

1. Weidmännischer Begriff, 2. asiatische Sprache, 3. Stadt in Schwaben, 4. Menschenrasse, 5. chemischer Explosivstoff, 6. Musikinstrument, 7. Sonntag, 8. Berggärten am Taunus, 9. Vogelbänger, 10. Nährstoff, 11. nördlichste Stadt, 12. tropischer Fisch, 13. architektonische Bezeichnung, 14. Wohltätigkeits-Veranstaltung, 15. Sommerfrucht, 16. Speise, 17. algebratische Figur, 18. Fluß zur Seine, 19. italienischer Wein, 20. Stadt in Pommern, 21. Pfälzischer Wein.

Dreifüßig.

In Schatten an einem warmen Tag
ich hingestreckt auf der ersten Lag,
doch ließ der zweiten und dritten Schär
mir keine Ruhe, so müd' ich war.
Da kam durch die erste das ganze gehüpft,
war bald mir nah ins Gehäus geschlüpft,
und lang ein Viebchen, so zart und fein,
vergessend die Feiniger, schlief ich ein.

Verquidung.

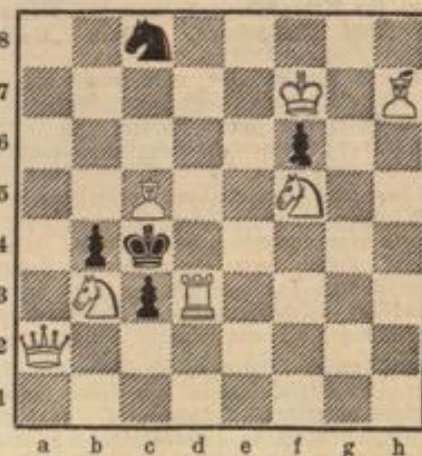
Rein Erstes gilt als Lohn in der Schlacht,
Das Zweit', wenn dem Krieg ein Ende gemacht.
Das Ganze ist (fußlos) als Held bekannt,
Ein Werk von Wagner ist so benannt.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Senkrecht: 1. Speer, 2. Eßig, 3. Leo, 4. Amt, 5. Stadt, 6. Heger, 10. Sumatra, 12. Remis, 13. Indra, 15. Rasse, 16. in, 17. Riger, 18. Jitis, 19. Meter, 22. Hf, 23. Lot. Waagrecht: 7. Fosse, 8. Rote, 9. Of, 11. Emir, 13. Idee, 14. Regenmantel, 15. Ministerium, 20. Amis, 21. Alge, 22. Kal, 24. Kreis, 25. Olive. — **Bilder-Rätsel:** Eßtes ehren, Schlechtem wehren, Schweres üben, Schönes lieben. — **Zusatz-Rätsel:** Sund, Ameise, Leiter, Zinn, H-Eisen, Kerben, Dill, Brot, Kuch, Orange, Zatte, Kanna, Awar, Chile, Traun, Walter, Asymmetrie, Komen, Geier, Etat, Regat, Raft, Rhein, Trichter. Salz und Brot macht Wangen rot. — **Silben-Rätsel:** 1. Rinorka, 2. Omelett, 3. Rothenburg, 4. Gero, 5. Eifel, 6. Neuwied, 7. Simili, 8. Territorium, 9. Uniform, 10. Neubau, 11. Dragoman, 12. Ehrensolb, 13. Hurone. Morgenstunde hat Gold im Munde. — **Bers-Rätsel:** Banze, Lauge. — **Magisches Treppen-Rätsel:** 1. Red, 2. Echo, 3. Chor, 4. Kralle, 5. Peim, 6. Vita, 7. Emanuel, 8. Urne, 9. Ente, 10. Icer.

Nr. 54. C. Dunham.

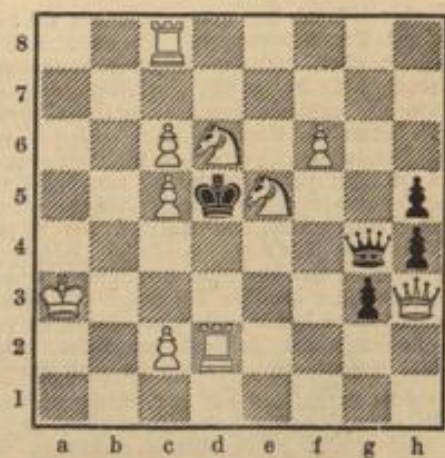
I. Preis in einem amerikanischen Turnier 1890.



Weiß: Kf7, Da2, Td3, Lc5, h7, Sb3, f6.
Schwarz: Kc4, Sc8, Bb4, c3, f6.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 55. K. Erlin und O. Nemo.

I. Ehrende Erwähnung im III. Turnier der Tögl. Rundschau 1906.



Weiß: Ka3, Dh3, Tc8, d2, Sd6, e5, Bc2, c5, c6, f6.
Schwarz: Kd5, Dg4, Bg3, h4, h5.
Matt in 2 Zügen.

Das Ziel der Drohungen ist die feindliche Entwicklung zu verhindern und langsamer zu gestalten: Da handelt es sich zuerst um das Vertreiben von feindlichen Figuren, die zur Sperrung in unser Lager gekommen sind und wichtige Felder besetzen oder andersartig drohend aufgestellt sind. Hier gibt es gewisse komplizierte entfernte Drohungen, solche Figuren zu gewinnen, zumal sie von ihren eigenen Streitkräften getrennt sind. Dann gibt es das Vorbeugen gegen die Besetzung wichtiger Felder durch den Gegner, indem man diese entweder mit den eignen Steinen besetzt oder sie unter der Drohung der Besetzung hält. Ferner das Erschweren der feindlichen Züge durch Fesselung eines Steines, d. h. durch Angriff auf einen Stein, der nicht wegziehen kann, weil er dadurch einen anderen stärkeren Stein dem Angriff aussetzen würde. Dieselbe Absicht wird erstrebt durch Drohungen gegen die Linien, auf denen die feindlichen Figuren ziehen, und besonders durch deren Sperrung durch einen Bauern oder eine der schwächeren Figuren. Ein anderes Typus von Drohungen ist der Versuch, den Feind zum Postieren von Figuren auf nachteiligen Feldern zu zwingen, wo sie nur einen kleinen Teil ihrer Kraft entfalten können; und wichtig noch, ihn zu zwingen, seine schwächeren Figuren durch seine stärkeren zu decken, wodurch ein Turm auf den Wert eines bloßen Bauern herabgemindert werden kann. Schließlich gibt es die Bildung schwacher Punkte des gegnerischen Spiels, die stets die Verteidigung durch mehrere Figuren erfordern. Für sich selbst muß man beständig suchen die stärksten Felder zu besetzen, die Figuren aufzustellen, wo sie ihre volle Kraft ausüben können und Bewegungsfreiheit haben, Linien zu öffnen, wenn dies Vorteil bringt, und schließlich die eignen Figuren nicht fesseln zu lassen, selbst wenn die Fesselungsdrohung nur eine scheinbare ist.

Partie Nr. 30. Zum 100. Geburtstage Louis Paulsens.

Gespielt auf dem Leipziger Schachkongreß 1877. Schottisch.

Weiß: Paulsen; Schwarz: Andersen.

1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. d4, exd4, 4. Sxd4, Lc5; 5. Le3, Df6; 6. c3, Sc7; 7. Lb5, 0-0; 8. 0-0, Lb6; 9. f4, d4; 10. Sa3, a6?; 11. Le2, Dg6; 12. e5, Dg6; 13. exf5, Lxf5; 14. Sxf5, Sxf5; 15. Lxb6, cxb6; 16. Db3+, Kh8; 17. Dxb6, Df7; 18. Lxc6, hxc6; 19. Dxc6, Da7+; 20. Khl, Sg3+; 21. hxg3, Tf6; 22. Tf2, g5; 23. Df3, g4; 24. De2, Tf8; 25. Dd2, Th6+; 26. Kgl, Tf5; 27. Dd4+, aufgegeben.

Anmerkungen: 10. ... a6, zu diesem Zuge schrieb Steinitz: „Schwarz weicht hier von den allgemeinen Grundsätzen ab und bringt den feindlichen Läufer auf einen günstigeren Platz.“ Besser wäre: 10. ... Sxd4, 11. cxd4, d5, 12. e5, Dg6, 22. Tf2. Die einzige, aber vollkommen ausreichende Abwendung der Mattgefahr, Weiß behält sein Stück mehr; der Kampf ist bereits entschieden. 27. Dd4+ mit erzwungenem Damenaustausch und nachfolgendem Gewinn von Weiß.

Lüftung Ltd.



Schadenfreude.

„Nage, Vater hat mich eben verbauen.“
„Un da lachste noch?“
„Na ja — er hat doch dabei die Tinte auf den neuen Teppich gegossen, und eben kommt Mutter nach Hause.“

Die Zeit vergeht.

„Ich habe Ferdinand seit zehn Jahren nicht gesehen ... scheidet er sich noch immer die Haare in der Mitte?“
„Ja — aber die Mitte ist jetzt zehn Zentimeter breit geworden!“

Zwillinge.

„Es ist doch erstaunlich, wie unerhört ähnlich sich die Zwillingsschwester Schmebel sehen!“
„Ja — besonders die eine ...“

Der wunde Punkt.

„Diese Frau Schaper kann nichts erzählen, ohne zu übertrieben!“
„So, hast du sie mal nach ihrem Alter gefragt ...?“



übertrumpft.

„Na, Schwager, auch was für Schwiegermuttern eingekauft?“
„Ja, ein Teeservice für 12 Personen — und du?“
„Ein Teesieb für 24 Personen.“

Die Optimistin.

„Eine junge Frau war in die Samenhandlung gegangen, um Samen einzukaufen.“
„Und sind Sie auch sicher“, fragte sie den Verkäufer, „daß es große, starke Bäume werden?“
„Bei richtiger Pflege ganz bestimmt!“ garantierte er ihr.
„So“, meinte die junge Frau, „dann nehme ich auch noch eine Hängematte!“

Geeignet.

„Gertie, du wirst doch nicht einen Mann heiraten wollen, bloß weil er ein guter Tänzer ist!“
„Aber nein, Eugen spielt auch ausgezeichnet Tennis!“

Hygiene und Fleilkunde.

Wie erhole ich mich am besten?

Ratschläge für Urlaubsbereisende und für diejenigen, die zu Hause bleiben. — Das Heer der Nervösen und Blutarmen. — Nicht Ausspannen, sondern „Anspannen.“ — Völlige Umstellung der Ernährungsweise im Urlaub.

Mit Beginn der Reisezeit wird auch die Frage des Reiseziels akut. Kursbücher werden gewälzt, die Reisebeilagen der Zeitungen genau studiert und in den großen Reisebüros drängt sich eine bunt zusammengewürfelte Menge, um Auskünfte einzuholen. Näheres über den Ort zu erfahren, an dem man die Ferienzeit verbringen will. Selbstverständlich spielen die persönlichen Neigungen bei der Wahl des Reiseziels eine ausschlaggebende Rolle. Kann man sich doch nur dort erholen, wo es einem wirklich gefällt, und wo man sich wohlfühlt. Trotzdem sollte man — bevor man ein Reiseziel erwählt — den Hausarzt um Rat fragen, auch wenn man sich gesund gefühlt und keinerlei Beschwerden verspürt.

Selbstverständlich ist ein völlig Gesunder frei in der Wahl seines Reiseziels, soweit ihm keine Reisekasse nicht Beschränkungen auferlegt. Trotzdem sollte er darauf achten, daß er seine Ferien in einer Umgebung verbringt, die im Gegensatz zu der gewohnten steht. So sollte der Großstädter beispielsweise wenigstens während der ersten Urlaubswochen seine allzu geräuschvollen Badeorte aufsuchen, in denen er Gelegenheit findet, das Großstadtleben fortzuleben. Wenigstens die erste Woche sollte in Stille und Zurückgezogenheit verbracht werden. Später — wenn die Nerven wieder neue Kraft gesammelt, der Geist sich ausgelebt hat — wird dem Abwechslungsbedürftigen auch das Leben und Treiben eines mondänen Bades nicht mehr schaden.

Wohin aber soll sich das große Heer der Schwächlichen, Blutarmen und Nervösen wenden? Diesen Kränklichen, zu denen der größte Teil der Großstadtbewohner zählt, rät der Reichsausschuß für hygienische Volksbelehrung unbedingt dazu, vor Beginn der Urlaubszeit einen Arzt zu befragen. Muß doch die körperliche Eigenart jedes einzelnen festgestellt werden, um ihm zu raten, ob er an die See oder ins Gebirge gehen soll. Nur zu oft kommt es vor, daß Erholungs-suchende kränkel und nervös vom Urlaub heimkehren, daß Appetit und Körpergewicht vor Antritt der Reise besser waren, als bei der Rückkehr. Gibt es doch zahlreiche Reisende, die sich im Gebirge nicht wohlfühlen, beim Anblick hoher Berge von einer gewissen Plakanzit ergriffen werden. Andere wieder können das Rauschen der See nicht vertragen, empfinden die salzhaltige Luft als zu schwer, und leiden während ihres Aufenthaltes dauernd an Halschmerzen.

Ganz anders verhält es sich mit denen, die wegen bestimmter Leiden auf eine eng begrenzte Zahl von Bädern beschränkt bleiben. In diesen Fällen muß man unbedingt dem Rat des Arztes folgen, der auch genau die Vorschriften für die Baderkur erteilt. Außerdem muß der Patient selbstverständlich in der Behandlung eines Baderarztes stehen, der die Wirkungen der Kur überwacht.

Aber auch das große Heer derjenigen, die in diesem

Jahr nicht an eine Urlaubsreise denken können, braucht nicht auf jede Erholungsmöglichkeit zu verzichten. Allerdings muß man — wenn man sich zu Hause erholen will — weit mehr Energie für diesen Zweck verwenden. Man muß seine Lebensweise wenigstens während der Urlaubswochen vollkommen ändern. Es ist eine völlig falsche Ansicht, wenn Menschen, die das ganze Jahr hindurch ein gesundheitswidriges Leben führen, die Folgen ihrer unruhigen Lebensweise in den wenigen Urlaubswochen, die ihnen zur Verfügung stehen, auszugleichen hoffen. Kein Körper ist so eingerichtet, daß er sich in wenigen Tagen umstellen kann. Der Großstädter zum Beispiel, der während elf Monaten nicht genügend Schlaf genießt, seine Nachstunden verkürzt, um die Abendstunden bei rauschendem Vergnügen zuzubringen, kann nicht verlangen, daß sein Körper den verabsäumten Schlaf in vier Wochen nachholt. Menschen, deren Beschäftigung sich das ganze Jahr hindurch in geschlossenen Räumen abspielt, und die auch ihre freie Zeit nicht dazu benutzen, Licht und Sonne in sich aufzunehmen, werden auch aus der Ferienzeit nicht allzu erholt wiederkehren. Man sollte also das Schwergewicht der Erholung nicht auf die Ferienzeit legen, von diesen Tagen wahre Wunder erwarten. Auch während der Arbeitszeit kann man etwas für seine Erholung tun, und damit die Wirkung der Ferienzeit vorbereiten.

Selbstverständlich ist ein Wechsel der gewohnten Umgebung nicht zu unterschätzen. Neue Eindrücke regen nicht nur den Geist, sondern auch die körperlichen Funktionen an. Damit ist aber nicht gesagt, daß jemand, der nicht verreisen kann, weniger Erholung zu finden braucht. Er kann schon dadurch viel für Körper und Geist tun, daß er eine Lebensweise führt, die der gewohnten völlig entgegengesetzt ist. Vor allem soll er die Tage oder Wochen seiner Erholung nicht nur zum Ausruhen benutzen. So rät Dr. Heinrich Meng vom Pischhofanalytischen Institut in Frankfurt a. M., daß man während der Urlaubszeit nicht nur Ausspannung, sondern auch eine andere Art der Betätigung als die gewohnte braucht. So soll der geistige Arbeiter in seinen Urlaubstagen körperliche Arbeit leisten oder Sport treiben. Wer regelmäßig und pünktlich seine Arbeit beginnen muß, soll sich während der Urlaubstage eine neue Zeiteinteilung geben. Der körperlich Arbeitende soll — wenn er verlangen danach empfindet — während der Urlaubszeit lesen und sich mit geistigen Dingen beschäftigen. So wird beispielsweise empfohlen, daß diejenigen, deren geistige Beschäftigung durch ausschließliche Betätigung mit Körperarbeit benachteiligt wird, während ihrer Ferienzeit Tagebücher schreiben sollen, um dadurch eine Art seelischer Reinigung an sich vorzunehmen. Man sieht also, daß es mit dem Ausspannen allein nicht getan ist. Wichtiger noch als das Ausruhen ist das „Anspannen“, also die Einführung einer Lebensweise, die der gewohnten völlig entgegengesetzt ist.

alte Erfahrung, daß sofort bei Beginn der warmen Jahreszeit bei sehr vielen Personen die Füße besonders empfindlich werden. Sie schwellen an, so daß die Schuhe unbequem werden, der Blutlauf wird gestört, der Fuß beginnt zu schmerzen. Es kommt dazu, daß die Frauen vielfach eine ihnen unbekannte Anlage zum Plattfuß haben, die meist durch Erbe oder unsachgemäße Beschuhung hervorgerufen wurde. Die Hausfrau kennt bei ihrer Beschuhung nur zwei Gegenstände: Entweder den hohen Absatz der Stöckelschuhe, der bei Spaziergängen angezogen wird, oder den abhaklosen Hausschuh, der beim Arbeiten getragen wird. Bei dem einen steht der Fuß fast senkrecht zur Bodenfläche, bei dem anderen parallel. Der Fuß muß also oft innerhalb einer kurzen Zeit eine völlig entgegengesetzte Haltung einnehmen. Es ist klar, daß er dadurch in seiner natürlichen Entwicklung behindert wird. Die Folge davon ist eine Anlage zum Plattfuß und das ständige Gefühl großer Müdigkeit. Der abhaklose Hausschuh ist für kurze Zeit nach dem Aufstehen geeignet. Aber während der Arbeit soll er ebensowenig getragen werden, wie der hohe Stöckelschuh. Ein normaler flacher Absatz wird viel Unbehagen verhüten. Sehr häufig sind die Schmerzen so stark, daß die Frauen von Rheumatismus sprechen. Darum sei darauf hingewiesen, daß durch Plattfußanlage auch rheumatische Leiden entstehen. Die Verlagerung des Knochengerüsts des Fußes hat zahlreiche Veränderungen in dem anschließenden Knochengerüst der Beine zur Folge, und die Veränderungen äußern sich in Schmerzen, die wie Rheumatismus aussehen. Darum frage man den Arzt, der entscheiden wird, ob die Schmerzen und die „Fußmüdigkeit“ der Hausfrau nur auf schlechtem und unbequemem Schuhwerk beruhen, oder auf einer Anlage zum Plattfuß. Oft werden alle Unannehmlichkeiten schon in wenigen Stunden behoben, wenn man sachgemäß Einlagen in den Schuhen trägt.

Die „Fußmüdigkeit“ der warmen Tage aber kann auf noch einfachere Weise behoben werden. Am Abend und am Morgen muß ein lauwarmes Fußbad genommen werden, das Wunder wirkt. Vorzüglich ist auch eine Kräftigung der Füße durch tägliches Abreiben mit Alkohol oder Franzbranntwein. Wenn man dazu neigt, in der warmen Jahreszeit aufgequollene Füße zu bekommen, dann muß man rechtzeitig bei Beginn der warmen Tage Schuhe mit größerer Nummer gebrauchen, wenigstens während der Arbeit. Die Enge der Schuhe muß weichen, da die Gesundheit wichtiger ist. Harte Schuhe aus zu festem Leder sind gleichfalls zu vermeiden. Ein weicher Lederschuh mit niedrigem bequemem Absatz wird bei den Frauen, die nicht an Plattfußanlage leiden, die Schmerzen der Füße sehr schnell aufheben. Fernerhin darf die Hausfrau nicht allzu fix und tüchtig sein wollen. Sie muß auch ein wenig am Tage sitzen und ihre Arbeit entweder für einige Zeit ganz ruhen lassen, oder im Sitzen vollführen. Sind die Füße nicht nur durch Arbeit und Hitze „angelaufen“ — eine sehr häufige, harmlose Erscheinung bei vielbeschäftigten Frauen — sondern sind sie richtig geschwollen, daß die tiefen Höhlen in dem Fuß entstehen, dann muß man den Arzt fragen, da derartige Erkrankungen häufig Vorbote oder Anzeichen schwerer Erkrankungen (Herz, Niere usw.) sind, und nur durch Behandlung der Krankheiten beseitigt oder behoben werden können. Das sind Alarmrufe! Sie dürfen nicht unbeachtet bleiben. Aber auch bei diesen scheinbar gefährlichen Dingen kann nur der Arzt entscheiden, ob und wie sie zu behandeln sind.

Wasser ist das Beste.

Von Ober-Med.-Rat Dr. Bollmer.

Die Haut des menschlichen Körpers ist nicht nur ein schützender Überzug, sondern sie vermittelt vor allem den Wärmeausgleich und die Ausscheidung unbrauchbarer oder gesundheits-schädlicher Abfallstoffe des Körpers. Gar nicht zu reden von der Haut als Bildungsstätte innerer Abwehrkräfte gegen Infektionskrankheiten, besonders gegen Tuberkulose.

Je mehr wir daher die Haut vernachlässigen durch Tragen zu vieler und oft genug ungewandelter Kleidungsstücke, durch Entwöhnung vom Einfluß angeregter Außenreize, wie Licht, Luft und vor allem Wasser, um so mehr verliert die Haut die Fähigkeit, sich rechtzeitig und schnell dem Wechsel von Licht, Luft, Wärme und Kälte anzupassen. Erkältung und vermehrte Anfälligkeit sind unvermeidliche Folgen.

Die Haut erfüllt ihre Aufgaben durch die bis dicht unter die oberste Zellschicht fein verteilten Schweißdrüsen und haarfeinen Blutäderchen, die von noch feinerem Nerven-netzwerk umspannt sind. Kameralisch bei äußeren Reizen wie Licht, Luft und Wasser werden die Drüsen zu erhöhter Tätigkeit angeregt und die Äderchen unter der Haut erweitern oder verengern sich. Das regt die Blutstoffbildung an und wirkt günstig auf den Blutkreislauf und die Versorgung der inneren Organe im Körper.

Darum müssen wir regelmäßig dafür sorgen, daß die Haut rein und funktionstüchtig ist, d. h. die Hautoberfläche und die Ausgänge der Talg- und Schweißdrüsen dürfen sich nicht durch Staub und Schweiß zusetzen, die feinen Haut-äderchen müssen lebhafteren Reizen ausgesetzt werden, als es unter der Kleidung möglich ist.

Dazu verhilft uns nichts besseres und wirksameres als wöchentlich regelmäßig ein warmes Bannbad oder zumindest ein Brausebad mit warmem Wasser und Seife. Nicht temperiert und nicht zu lange ausgebeht, verschafft uns das Bad das Gefühl des Neugeborenen, weil der ganze Körper besser durchblutet wird.

Noch erhöht wird der gesundheitliche Wert des Badens, wenn man nach gründlicher Reinigung der Haut unter der warmen Dusche sich 10–15 Minuten im Schwimmbad tummelt. Das verstärkt die Wirkung des Wassers im Sinne einer besseren Durchblutung und Durchatmung des Körpers.

Daß man natürlich gesund sein muß, je stärker und je mehr man sich Körper- und Hautreizen aussetzt, ist klar. Aber wozu ist der Arzt da? Er wird Älteren, Blutarmen oder Schwächlichen, besonders Nervösen oder sonst sich nicht vollkräftig Fühlenden oder mit irgend einem Fehler Behafteten gern seinen Rat geben.

Also hinein ins Bannbad, unter die Dusche, ins Schwimmbad! Wir wollen die durch unsere Lebensgewohnheiten verloren gegangenen Fähigkeiten und Werte unserer Haut nicht nur wiedergewinnen und erhalten, sondern sie womöglich zu höherer Leistungsfähigkeit steigern. Was sag doch ein altes griechisches Sprichwort? „Das Beste ist das Wasser.“

Abend- und Morgen schläfer.

Jugend braucht Betruhe. — Die Ansätze des späten Schlafengehens. — Versuche an Schulkindern.

Von Dr. med. Hans Volkensborn.

In einer Zeit verstärkter Existenzkampfes müssen Eltern und Erzieher ihre Pflichten schon in früherer Jugend gesundheitlich richtig erziehen. Leider hat es sich im Gegensatz zu früheren Zeiten eingebürgert, noch nicht ausgewachsene Kinder abends auch ohne zwingenden Grund viel zu lange außerhalb des Bettes zu lassen. Es ist ja bekannt, daß es durchaus nicht gleichgültig ist, zu welchen Zeiten man schläft. Das alte Sprichwort: „Der Schlaf vor Mitternacht ist der beste“ gilt noch heute.

Interessante Statistiken von mehreren Volksschulen und Gymnasien haben nun gezeigt, daß gegen diesen Grundsatze viel gesündigt wird. Es kann in der Öffentlichkeit nicht oft genug auf diese Gesundheitsgefährdung, die noch dazu vermeidbar ist, hingewiesen werden. Der Zahnplage zum Beispiel wird von allen Seiten Beachtung geschenkt, es wird Propaganda für gesunde Ernährung mit Obst und Vitaminen gemacht, Sonnenlicht und Sport sollen zu ihrem Recht kommen, nur an den Schlaf denken wenige. Und gerade auf diesem Gebiet sind bestimmte Verhaltensmaßnahmen vonnöten. Experimente haben bewiesen, daß die kräftigsten Hunde selbst bei guter Ernährung schon nach vier bis fünf Tagen ohne Schlaf eines elenden Todes sterben. Schopenhauer bezeichnet den Schlaf als einen Jins an den Tod, je regelmäßiger im Leben dieser Jins bezahlt wird, desto länger behält der Mensch sein wichtiges Kapital, seine uner-schöpfbare Gesundheit.

Wie läßt sich nun medizinisch die große Bedeutung des Schlafes erklären?

Wir wissen, daß unser Körper im wachen Zustand durch die komplizierten Stoffwechselvorgänge dauernd arbeitet. Wir können diese Anstrengungen beim besten Willen nicht abstellen.

Im Schlaf dagegen sinken bei Kindern diese Stoffwechselvorgänge und die damit verbundenen Energieverluste um mehr als 60 Prozent. Zwei Drittel des gesamten Stoffwechselsverbrauchs wird also eingespart. Erregbare Kinder verlangen besonders wenig Schlaf, da ihre Nerven nur schwer zu beruhigen sind. Gerade deswegen muß man bei ihnen auf eine genügende Schlafzeit dringen, um auch ihnen, die sich durch ihre größere Beweglichkeit schon an und für sich mehr abzuwehren, die Wohltaten der Stoffwechselerparnis zuteilommen zu lassen. Nach den neuesten wissenschaftlichen Forschungen kennen wir zwei ganz verschiedene Typen von Schlaf, nämlich die Abend schläfer und die Morgen schläfer. Der Abend schläfer schläft sofort ein. Sein Schlaf ist in den ersten Stunden am tiefsten. Der Morgen schläfer kommt erst in den Morgenstunden zur tiefsten Ruhe und zu gleichmäßigen Atemzügen. Allerdings erreicht er niemals eine so große Schlaf-tiefe wie der Abend schläfer. Die gütige Natur versucht allerdings diesen Nachteil dadurch auszugleichen, daß sie ihm als Ersatz eine größere Gleichmäßigkeit des Gesamtschlafes schenkt. Den Jugendzweier muß aber in erster Linie der Typ des Abend schläfers interessieren, da ihm 80 Prozent aller Kinder angehören.

Genauere Statistiken haben ergeben, daß bis zum sieben-ten Schuljahr unbedingt zehn Stunden Schlaf erforderlich

sind. Dann senkt sich das Schlafbedürfnis um rund eine halbe bis eine Stunde. Um diese gesundheitlich vorgeschriebene Zahl zu erreichen, müssen die Kinder also unbedingt spätestens um 8 Uhr ins Bett geschickt werden, da man bei weitem Schulweg schon längere Zeit vor dem Unterrichtsbeginn weilen muß. Die Aufstellung der Statistik, wann die Kinder an verschiedenen Schulen nun wirklich ins Bett gegangen sind, hat jedoch auf sehr große Widerstände gestoßen. Diejenigen Kinder, die nämlich spätere Zeiten angaben, wurden noch weiter ausgefragt und merkten sofort, daß der Frage sie besonders auf dem Korbhals hatte. Es war deshalb anzunehmen, daß die kleinen Prüflinge sofort von selbst normale Schlafzeiten angaben.

Ein Vabagoge machte, einmal einen interessanten Versuch über die Verlegung und Berlegung der Schlaflosigkeit.

Ein Studentat an einem Gymnasium hatte einigen Schülern der höheren Klassen, die dauernd über Müdigkeit, Arbeitslust, Kopfschmerzen und schlechtes Allgemeinbefinden klagten, folgenden eigenartigen Ratschlag gegeben: Sie sollten schon abends um 7 Uhr schlafen gehen und kurz nach Mitternacht wieder aufstehen, um dann in den Nachstunden die Schularbeit und Examen vorbereitung vorzunehmen. 15 Jünglinge folgten diesem Ratschlag. Das Ergebnis war ganz überraschend — in sämtlichen Fällen erschienen diese Schüler vollkommen frisch zum Schulunterricht, sie konnten dem Lehrstoff viel besser als vorher gerecht werden, ihr Körpergewicht hob sich und der Allgemeinzustand besserte sich ganz bedeutend.

Diese gewaltige Umstellung aller Lebensgewohnheiten kann man natürlich nicht verallgemeinern. Es geht jedoch aus dem Versuch hervor, daß nicht nur die Schlafdauer, sondern auch die Schlafzeit von großer Wichtigkeit ist und daß die Stunden vor Mitternacht für das Ausruhen der Jugendlichen von allergrößter Bedeutung sind.

Im übrigen sei noch kurz darauf hingewiesen, daß andere wissenschaftliche Untersuchungen ergaben, wie unzutrefflich Fleischnahrung direkt vor dem Schlafengehen ist. Falls die Untersuchten nämlich größere Fleisch- und Eiweißmengen kurze Zeit vor dem Zubettgehen zu sich nahmen, konnte bei weitem nicht dieselben Schlaf-tiefe registriert werden, wie bei Ernährung mit Fetten und Kohlenhydraten. Zur Abend-mahlzeit eignet sich auch heute noch die vielgeschmähte Butterkulle besser als ein opulentes Essen. Besonders ist streng darauf zu warnen, den Kindern im Bett noch Süßigkeiten zu verabreichen, da der in Mähdereien enthaltene Zucker während der Nacht leicht in den Zähnen liegen bleibt und durch aus seinen Resten entstehende Säuren den Zahnschmelz aufs schärfste angreifen kann. Am Tage besteht diese Gefahr nicht, da ja die Zahneinigung und die Käutätigkeit ein Liegenbleiben dieser Zuckermassen verhindern.

„Meine Füße! Meine Füße!“

Die Ermüdung der Hausfrau und ihre Heilung.

Der Beginn der warmen Jahreszeit bringt eine Verstärkung der Müdigkeit der Hausfrau und der in Folge der Arbeit schmerzenden Füße. „Meine Füße! Meine Füße!“ Das ist der Wehruf, der besonders am Abend, wenn das Tagewerk getan ist, von den Hausfrauen ausgestoßen wird. Die Hausfrau rennt während des ganzen Tages herum und verrichtet ihre Arbeit im Stehen. Zum Ausruhen und unbeschäftigtem Sitzen kommt sie nur selten. Nun ist eine

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 183.

Samstag, 3. Juli

1933.

Drei Schwestern stehen am Kreuzweg

Roman von Elsa Maria Bud.

15. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Was denken Sie?“ sagte Manuela jetzt. „Wir kommen in das Haus eines Edelmannes!“

„Ja natürlich, gewiß!“

Er gab ihr den Spiegel zurück.

Rießburg.

Manuela lehnte aus dem Fenster und spähte nach ihrem Vetter aus.

Da schossen drei junge Mädels zu ihr heran.

„Hallo, hallo, Tante Maria!“ klangen drei frische Stimmen.

Manuela stieg aus und umarmte ihre Nichten.

„Na, Kinder, beinahe hätte ich euch nicht erkannt! So etwas Herzerfreuendes! Wie gut ihr ausseht! Wo ist denn der Vater? Ach, da kommt er ja! — Nun hört mal, begrabt mir jetzt auf der Stelle hier die Tante Maria. Ich bin Manuela und lege auf Tantenhaftigkeit nicht den geringsten Wert.“

Herr von Köller kam heran. Er küßte ihre beiden Hände.

„Sei herzlich willkommen, liebe Kusine! Das wird in Rießburgs Mauern noch lange besprochen werden, dieser hohe Besuch!“

„Klatscht man immer noch so viel in Rießburg?“ fragte Manuela lachend. Und sich umwendend — sie spürte den wartenden Bredow hinter sich, der bisher von niemanden bemerkt worden war —: „Hier darf ich euch vorstellen: ein junger Freund, der Maler Bredow. Er will hier durchaus niederdeutsche Landschaftsmotive für seine Malerei holen. Wenn es dir recht ist, lieber Vetter, sehen wir ihn gleich noch im Rießburger Hof ab.“

Herr von Köller gab mit einem ganz leisen Lächeln dem jungen Manne die Hand:

„Im Namen Rießburgs heiße ich Sie willkommen! Mögen Ihnen unsere Stoppelfelder leicht werden!“

Bredow begrüßte die drei jungen Mädchen nacheinander, sehr befangen, und verbeugte sich vor jeder tief. Eine leichte Verwunderung stand ungefragt zwischen den Schwestern.

Trene, als die Gewandteste, nahm sofort das Gespräch auf:

„Im Rießburger Hof wollen Sie wohnen? Erwarten Sie nur nicht Komfort. Ist schon Komfort genug, daß eine Tür in der Wand ist.“

„Frau von Köller hat mich orientiert. Es wird sich schon aushalten lassen!“ erwiderte Bredow.

„Also, jetzt Gepäck abholen, vorwärts! Gib mir deine Scheine, Kusine! Wo ist denn der Fritz? — Edna, hole mal den Fritz!“

Fritz hatte draußen einen „lütten Snaf“ mit Bäckermeisters Lene, darüber hatte er das Einfahren des Zuges überhört. Nun kam er eilig heran.

Die vollbepackte Kutsche setzte sich zum Rießburger Hof hin in Bewegung. Herr von Köller ordnete die

Angelegenheit sofort: „Wenn ich bitten darf, Herr Bredow, nehmen Sie jetzt nur Quartier, stellen Sie Ihren Koffer ab und seien Sie sonst unser Gast. Abends wird Sie Fritz mit dem Wagen wieder zurückbringen.“

Bredow nahm dankend an.

Als die Kutsche durch die Buchenallee dem Gutshaus zurollte, war die Sonne schon in rötlichem Schein hinter dem hohen bemoosten Dach des alten Gebäudes. Auf den Terrassenstufen stand eine lange Gestalt und winkte mit einem Buche in hoch erhobener Hand.

Streitmann.

„Hier der Freund meines künftigen Schwiegersohnes Max“, stellte Herr von Köller vor; „er wird uns Irene bald nach Afrika entführen.“

Manuela wurde nun zu den beiden Zimmern geführt, die für sie bereitet worden waren.

„Kinder, wie herrlich ist das hier!“ rief die Sängerin entzückt und breitete die Arme aus. „Ihr wißt es ja gar nicht. Jahreslang gondelt man nun in der Welt umher, von Zimmer zu Zimmer, alle seelenlos und unpersönlich, und endlich kommt man heim! Hier hat doch deine liebe Frau gewohnt — nicht wahr, Vetter? Ich erinnere mich noch an diese grünen Seidenbehänge.“

„Es war ihr kleiner Salon!“ jagte von Köller gedämpft.

Sie gingen ins nebengelegene Schlafzimmer. Ein weißer Raum, mit duffigen Tüllgardinen an den großen Fenstern, ein breites Bett mit altrosa Seidendecke. Eisenbeinfarbene Möbel, ein großer Spiegel und ein altrosa Teppich über den ganzen Raum hinweg.

„Hier muß man sich ja wohl fühlen!“ jagte Manuela und warf sich froh in einen Sessel. „Ich wollte mir ja immer ein Haus kaufen; aber es hat ja doch keinen Sinn, solange ich das Wanderleben fortsetze. Und nachher —“, sie vollendete nicht.

„Nachher lebst du bei uns!“ fiel Herr von Köller sofort ein.

„Danke — bis siebzig hat es keine Eile!“ Sie war wieder die Alte.

Später saßen sie um den festlich gedeckten Abendtisch. Kerzen brannten in den Ecken des großen, dunkel getäfelten Raumes, zwei sechsarmige Silberleuchter standen auf der Tafel, rundherum ein Gewinde von Feldblumen. Die Mädchen trugen helle Seidenkleider, Manuela ein goldfarbenes Brokatkleid, an der schneeigen Kehle eine Rose.

Beder bediente. Als Zeichen höchster Feierlichkeit hatte er weiße Handschuhe über die mächtigen Hände gezogen.

„Na, Beder, wir werden auch immer jünger — nicht wahr?“ scherzte Manuela.

„Das jilt man nur für die jnädige Frau! Ich weiß, wie ich aussehe. Da ist man nicht mehr viel zu machen!“ erwiderte Beder.

Streitmann saß neben Marga, der junge Bredow

Hatte seinen Platz neben Edna bekommen, und an Herrn von Köllers Seite strahlte Manuela. Irene, allein am Fußende des Tisches sitzend, beobachtete den geordneten Gang des Essens.

Manuela war sprühend von Laune und Heiterkeit und zog alle mit sich. Die Bilder der großen Weltstädte Paris, Wien, Berlin, Rom entstanden vor ihren Hörnern, die Namen internationaler Künstlergrößen wurden als gute Bekannte wie nebensächlich erwähnt; das bunte, rauschende Leben der Bühne schien plötzlich durch den ehrwürdigen Speiseraum des Köllerschen Gutshofes zu wirbeln.

Nach der Tafel zog man sich in den Salon zurück. Irene setzte sich an den Flügel; Manuela wollte singen.

Die kraftvoll-süße Stimme der Sängerin brauste durch den Raum und hob die Menschen in die Träume eines besseren Seins. Schweigen blieb noch lange, als sie geendet hatte und Irene die Töne des Nachspiels verklingen ließ.

„Ich danke dir, liebe Kusine!“ sagte Herr von Köller einfach.

Manuela wandte sich jetzt den beiden jüngeren Schwestern zu, die mit Bredow auf dem Biedermeiersofa Platz genommen hatten. „Singt denn keine von euch, Kinder? Ich den' mir immer, ich müßt' mal eine Nachfolgerin aus der Familie haben! Wär' ja komisch, wenn mit der Manuela Köller die Singstimme aussterben würde.“

„Doch! Edna singt!“ sagte Marga schnell.

Edna warf der Schwester einen sonderbaren Blick zu und schweigend feindselig.

„Edna kann sehr gut singen!“ mischte sich jetzt Irene ein. „Sie ist auch die einzige von uns, die alle Tage etwas musiziert.“

„Na, dann 'raus mit der Stimme, Mädel!“ rief Manuela munter. „Geh, mach' mir mal Platz auf dem Sofa, und stelle dich an den Flügel und sing!“

„Aber ich kann doch gar nichts!“ sagte Edna, ein bißchen trotzig, ein bißchen verächtlich, und erhob sich zögernd.

„Also, wer nichts wagt, der nichts gewinnt!“ rief Manuela ungeduldig. „Geh, vor deiner uralten Tante brauchst du dich nicht zu schämen!“

Irene blätterte ein Notenalbum auf und rief mütterlich: „Komm, Edna, singe das Schubert-Lied, das du so gern hast! Wird schon klappen, du übst es ja fast alle Tage in letzter Zeit.“

Edna stand am Flügel, die anmutige junge Gestalt im weißen Kleid leicht gegen das dunkle Holz gelehnt, die Augen heiß vor Bangigkeit und zurückgehaltener Leidenschaft.

Ihre Stimme bebte bei den ersten Tönen, wurde dann fester und voller.

Rauschender Strom, brausender Wald,
Starrender Fels — mein Aufenthalt.
Wie sich die Welle an Welle reiht,
Fließen die Tränen mir ewig erneut.
Hoch in den Kronen wogend sich's regt,
So unaufhörlich mein Herz schlägt.
Und wie des Felsens uraltes Erz,
Ewig derselbe, bleibet mein Schmerz.
Rauschender Strom, brausender Wald,
Starrender Fels — mein Aufenthalt.

Manuela hatte sich leicht zurückgelehnt. Neben ihr sah Bredow vorgebeugt. Oft hatte er an diesem Abend Ednas Gesicht mit den Augen abgetastet, Verwirrung und Sehnsucht hatte er darin gelesen. Nun war er ganz hingewandt zu der reinen Mädchenerscheinung, zu dem Liebreiz eines jungen Gesichts, das erfüllt schien von einer inneren Kraft. Manuela machte eine Bewegung mit der Hand, als müsse sie Gedanken wegwischen. Sie drehte den Kopf von ihm fort und lauschte nur noch der Mädchenstimme.

Als Edna geendet hatte, war es ganz still im Raum. Edna wandte sich mit einer kleinen, hilflosen Gebärde zu Manuela; ihre Augen fragten.

„Das ist ja ein herrliches Material!“ sagte die Sängerin — sie zögerte einen Augenblick, der Verant-

wortung ihres Ausspruchs bewußt. „Das ist das schönste Material, das man sich denken kann!“ wiederholte sie dann. „Ich bin aufs höchste überrascht. Da lebt ihr nun hier immer zusammen, und ihr wißt nichts davon? Die Stimme muß unbedingt ausgebildet werden! Das ist doch ein geborener Bühnenmensch, das sieht man doch!“

Sie stand auf und nahm Edna in einem raschen Impuls in die Arme. „Gesicht und Wesen“ — und sie liebte Edna — „zeigen euch doch schon, daß hier das Temperament eines künstlerischen Menschen vorhanden ist!“

Der ganze Kreis war in Bewegung gekommen.

Marga breitete entzückt die Arme aus. „Menschenskind, Edna, ich seh' dich schon als Carmen große Arien singen!“

Edna lehnte den freudigen Zuruf mit einem Blick ab. Jetzt sprach der Vater: „Liebe Kusine, wir wollen da nicht hitzig urteilen. Wir sind uns doch nicht im unklaren darüber, wie schwer der Weg einer Sängerin ist. Ich habe mir ja eigentlich immer gewünscht, daß meine Kinder auf eine schlichte Art glücklich werden.“

Der junge Bredow war aufgesprungen: „Gestatten Sie, Herr von Köller, aber da gibt es doch gar kein Überlegen! Eine so wunderbare Naturstimme, in Tiefe und Höhe so kraftvoll, das ist etwas ganz Seltenes! Und niemand hat das Recht, so etwas zu vergraben. Entschuldigen Sie!“ fügte er mit einem plötzlichen Erröten hinzu.

„Singe noch etwas!“ bestimmte Irene jetzt, und Edna sang. Etwas leichter, etwas freier noch, ein Lied vom Sommer und schönen Nächten.

Diesmal klatschten alle, und der junge Bredow brach in Entzückensrufe aus. Der Vater machte ein Gesicht zwischen Freude und Besorgnis.

„Gleich morgen fangen wir mit Gesangsübungen an!“ bestimmte Manuela energisch.

„Und dann muß Edna nach Berlin, zu meiner alten Gesangslehrerin, Frau Professor Cornetti. Das ist eine fabelhafte Pädagogin, und ich garantiere, daß das Mädel bei ihr in zwei Jahren so weit gebracht wird, daß sie auf die Bühne gestellt werden kann!“

Edna wandte sich, jetzt tief errötend, um: „Ach — nach Berlin — ich möchte doch gar nicht weg von hier.“

„Na, in Riechburg kannst du keine Ausbildung haben!“ sagte Manuela mit lächelnder Bestimmtheit. „Hält dich hier etwas fest?“

„Nein — ach — nein!“ erwiderte Edna zögernd, mit einem halben Blick auf Marga, die neben Streikmann stand.

„Das will alles sehr reiflich überlegt sein!“ bromste der Vater.

Das Durcheinandersprechen wurde durch Beder unterbrochen, der feierlich auf silbernem Tablett die Erdbeerbowle hereinbrachte.

In losen, lebhaften Gruppen hatte man im Raum Platz genommen. Edna und Manuela waren der Mittelpunkt. Mit den schönen alten Gläsern wurde auf die künftige Gesangsgröße angestoßen.

Edna trank hastig ein Glas nach dem anderen, sie schienen wirblich von widerstreitenden Gefühlen. Die Heimat verlassen, Höwell verlassen? Jetzt, da er begriffen hatte, wie sehr sie ihn liebte?

Sie tastete nach der Perlenkette, die an ihrem Hals wieder schimmerte. Höwell hatte sie von dem Juwelier zurückgefordert und sie ihr durch einen Boten gehandelt. Nochmals hatte er ihr in einem kleinen Begleitbriefe für ihr Opfer gedankt, wie er an jenem Abend schon in einem Handschuß gedankt hatte. Mit Inbrunst erinnerte sich Edna jeder Einzelheit. Ihr Herz hatte neue Nahrung erhalten, und die Phantastie schmückte jene Stunde mit allen Zaubern einer ersten Liebe.

Nun alles im Stiche lassen, um eine Sängerin zu werden? Nein! Besser ein Leben der Liebe, als ein Leben des Ruhmes! Der Kopf schwirrte.

(Fortsetzung folgt.)

Offenes Geheimnis.

Von Richard v. Schaulal.

Guter Ton wendet sich an Gehör.

Benehmen ist Erziehungssache, setzt aber Anlage voraus.

Das beste Beispiel sieht unbewußt im Blut.

Zucht ist angewandte Entwicklung.

Takt ist inneres Gleichgewicht.

Niemand kann werden, was er nicht ist.

Edle Art kann sich nicht verleugnen: sie liegt offen am Tag. Aber nicht für den Alltag.

Ein vornehmer Mensch verzeiht, ohne sich etwas zu vergeben.

Lauten-Lied.

Von Toni Zitz.

Dorfkirchhof.

Frühsommer Sonne lachte golden aus wolkenlosem Himmelsblau auf das Dörfchen hernieder, das in dem verträumten Weltwinkel wie ein wunderbares, wahrgewordenes Lenzgedicht prangte. Riesige Kastanien hatten ihre weißen Blütenkerzen aufgesteckt und überdachten heimlich die weideren traulichen Gärten, nur von Kirchturm und Kirchturm überragt. Und in den alten holprigen Dorfassen, darinnen überall die Fahnen lustig im Winde flatterten, war noch immer die uniaqbar wohlige Heimlichkeit, stark belebt von Wein-, Maien- und Kuchenduft. Hofhunde lagen, wachsam blinzeln, in der Sonne, in den Ställen schrie zuweilen ein Kind, in einsamen Wiesen gaderen fröhlich die Gähner. Und die Bäume entlang duftete süß und schwer weiß-blauer Flieder ...

Im „Weißen Hirsch“ ging es hoch her. Einladend winkten die Weibsbäume vor der Haustüre, in ihren Kronen ein Willkommensschild mit Buchstaben so rot, als hätte der Wirt sein Herzblut daran verschrieben. Die niedere Gaststube war gedrängt voll Menschen: auf schmalen unbequemen Bänken an den blaugetünchten Wänden saßen die Bauern im „Hochzeiter“, gequält von steifgestärkten Hemden, beengenden Stragen und unmotivierten Krawatten; die Frauen ängstlich darauf bedacht, daß dem „Schwarzseidenen“ kein Schaden widerfuhr. Denn der „Weinbommes“ kreiste fröhlich und stink und die Lebhaftigkeit der Kinder hatte wenig Verständnis für Bereiteltheit, die überall zu Hause ist.

Hinterm Bäsett der Wirt in Hemdsärmeln, mit hochrotem Kopf und nervösen Bewegungen, von hundertfachen Fragen und Wünschen mehr und mehr verwirrt. Aus der gegenüberliegenden Küche ertönen die hellen Stimmen seiner Frau und der Mägde zuweilen das vernehmliche Geklirr der Gläser und Schüsseln. Dorfkirchhof.

Draußen das Lanzzelt: primitiv, aber voll Boesie, wie nur ein Dorfanzelt sie aufzuweisen vermag. Auf ichtwanlonenden Pfählen ein wetterfestes Tuch, die Wände lichtgrüne Matbäume, der rissige, staubige Boden in seliger Ahnungslosigkeit einer Parlettfontäne. Hier wie in der Wirtsstube lange Tische mit schwingenden Bänken: Kopf an Kopf, Flasche neben Flasche.

Lanzmusik. Alte, schlechte Weisen, wie sie noch in deutschen Dörfern heimisch sind, schwermütige Walzer abwechselnd mit neckischer Polka und kurzweiligem Rheinländer. Selbstbewußt und kraftvoll schwingen die Burschen ihre Mädel im Kreise, manch fröhliches Scherzwort ertönt Fiedel und Klarinette und läßt helles Lachen aus. Verb, aber durchaus gesund, eine natürliche Sinnlichkeit im Rahmen angeborener guter Bauernsitten.

Plötzlich entstand eine Bewegung, die Rußf wiegte einen Tusch und setzte aus: die Lauten-Lied erschien, von einer begeisterten Kinderchar umringt, im Zelt.

Wer konnte sie nicht, die Lauten-Lied, ohne die eine Kirches überhaupt nicht denkbar schien. — Seit Jahrzehnten zog sie singend und spielend auf den Dörfern und in den Kleinstädten herum, zur Freude von groß und klein, die sie bei keiner festlichen Veranstaltung missen konnten.

Nun stand sie wieder da im traulichen Dämmer des sinkenden Abends, dessen losender Wind rätter den Duft des blühenden Flieders durch die Weiten trug. Ein wenig müde schien die noch immer jugendlich-ammutige Gestalt, die Augen in dem gewiß einst schönen Gesicht etwas glanzlos und in den dunklen Haaren hatten sich die Silberfäden bedenklich vermehrt. Mit und abge-

griffen die Laute in den hoffnungslosen Händen, die gewandt aber mechanisch über die Saiten glitten.

Und die Lauten-Lied sang. Sang das Lied vom zerbrochenen Ringlein, von gestorbener Treu', vom treuen Hufar. Sang all das Leid und all die Freud', die von Urzeit Menschenherzen bewegt und bis in alle Ewigkeit erschüttern werden. Vielleicht sang die Lauten-Lied auch aus eigenem Leben: etwas war in ihrer Stimme, was so padte bis tief ins Herz hinein ...

Man wußte eigentlich wenig von der vollstümlichsten Gestalt weit und breit. Alte Leute erzählten sich von ihr die Mär, die mit vier Zeilen ausgesprochen ist:

„Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu,
Und wem sie just passierte,
Dem bricht's das Herz entzwei.“

Von Tisch zu Tisch ging die Lauten-Lied, im Arm den einzigsten Schatz, der ihr wohl blieb: die alte, abgegriffene Laute mit einem einzigen vergilbten Bande. Jeder hatte ein gutes Wort und eine reiche Spende für sie: die Lauten-Lied war längst Allgemeingut geworden.

Nun stand sie am Eßtisch, daran eine fremde Familie Platz genommen, die schon den ganzen Nachmittag über Gegenstand allgemeiner Neugier bildete. Ein älterer Herr mit einer stattlich-schönen Frau und zwei großen Söhnen. Es mußte wohl einer der ihren sein, denn voll heimlichem Stolze schweiften oft seine Blicke über das ländliche Bild, als steige eine Kata Morgana in greifbarer Nähe auf. Aber er war wohl zu lange draußen in der Welt gewesen, um in wenigen Stunden den Kontakt zur dörflichen Heimat zu finden. — Während die Jungens bald mit den Dorfschönheiten vertraut waren, saß der Vater still und beobachtend am Tische bei der Mutter.

Bittend hielt die Lauten-Lied ihren Teller zu dem Paar. Und da begegneten sich die Augen zweier Menschen, die nie mehr an ein Wiedersehen glaubten. Seit achtundzwanzig Jahren nicht mehr, seit jener Stunde, da sie sich zum letzten Male gegenüberstanden, just als der Flieder blühte und die Nachtigall um die letzten Dinge wußte. Rot wallte es vor den Augen der Lauten-Lied auf, rot, wie die Rosen, die damals so jung ins Licht der Sonne schauten und die doch so schnell welken mußten. Ganz schwach wurde die sonst so starke Frau, die achtundzwanzig Jahre lang sieghaft mit der Tragik ihres Verlassenseins gerungen. Klirrend fiel der Teller zu Boden, sprang in tausend Scherben. Die Lauten-Lied aber stürzte aus dem Zelt, als seien alle bösen Geister der Vergangenheit hinter ihr. Man wurde aufmerksam, man tuschelte sich zu, schielte auffallend nach dem Tisch, an dem so Wertwürdiges geschahen. Aber da saßen steif und unbeweglich nur ein wenig blaß, der fremde Mann und die stolze Frau, als sei nichts vorgefallen. In den wenigen Dorfwohlfahnen sang die Lauten-Lied all ihre Lieder, ohne um ein Scherflein zu bitten. Von keiner Seite nahm sie etwas an, kein Wort und keine Spende.

Als die Frühsonnennacht im vollsten Sternenglanze prangte, war die Lauten-Lied gegangen. Späte Wanderer sahen sie auf gewohntem Wege im Wald verschwinden.

Sie kam am nächsten Tag nicht wieder. Ansonst schauten die Kinder nach ihr aus, vergeblich erwartete man sie auf dem Tanzboden. Nie mehr wird die Lauten-Lied wiederkommen, nie mehr. Sie hatte sich wohl in der Frühsonnennacht in der die Sterne so golden leuchteten und die ersten roten Rosen bedrönd dufteten, verirrt, die Lauten-Lied.

Auf dem Weiser im Buchenwald schwamm eine Laute mit zerrissenen Saiten und einem einzigen vergilbten Band. ...

Dreizehn im Boot.

Novelle von Wobano.

Wir sprachen über das Meer. Erzählten von Nord- und Ostsee. Jemand sprach vom Mittelmeer und nordischen Fjorden. Bis es auffiel, daß Hans Osten, ein bekannter Segelsportler, nachdenklich vor sich hinsah.

„Was haben Sie, Hans?“

„Verzeihen Sie meine Unhöflichkeit. Immer wenn solche Gespräche aufkommen, muß ich an eine Geschichte denken, die ich einmal an der Ostsee erlebte. Eine Geschichte, die bis heute nicht ganz aufgeklärt ist, und die mir, trotzdem es unsinnig erscheint, immer wieder ein leises Schuldbewußtsein aufbringt.“

„Wollen Sie nicht erzählen? Das heißt, ich will nicht drängen!“

„Nein, nein! Aber Sie dürfen nicht enttäuscht sein.“

Es ist schon einige Jahre her. Ich verbrachte sonnige Ferientage in einem kleinen Badeort der Ostsee. Wie das so in den kleinen Bädern ist, wir waren bald eine nette Gruppe meist jüngerer Menschen, die tagaus tagein zusammen waren und an nichts dachten, als möglichst jeden Sonnenstrahl in sich aufzusaugen, und all die kleinen und großen Sorgen des Alltags weit hinter sich zu lassen. Ich hatte damals ein kleines Segelboot, eine Zolle, gerade groß genug, bei ruhigem Wetter tagelang sich auf See herumtreiben zu können.

In dem Tage, von dem ich erzählen will, hatten wir bis tief in die Nacht getanzt und getrunken, und als endlich gegen zwei Uhr der Wirt des Strandhotels Ruhe gebot, zogen wir alle, eine bunt zusammengewürfelte Gruppe, zum Strand und zum Hafen. Die Nacht war lau und völlig windstill. In unendlicher Pracht schimmerten ungezählte Sternenscheere über uns. Willenlos gaben wir uns dem Zauber des nächtlichen Schweigens hin. Jemand machte den Vorschlag, eine kleine Bootsfahrt zu unternehmen. Die See lag spiegelglatt und schwieg. Als wir hinausfuhren, padte mich ganz unvermittelt, — ich entsinne mich dessen ganz genau — das Gefühl: Das geht nicht gut! Umkehren! Dann aber lachte ich mich selbst aus. Was sollte schließlich bei dem Wetter geschehen. Dieses augenblickliche Gefühl war jedenfalls wohl Schuld an meiner mehr scherzhaften Frage:

„Wieviel sind wir denn? Mal abzählen!“

„Eins!“ „Zwei!“ — — — „Dreizehn!“

Einen Augenblick war es verdammt still. Dann lachte jemand: „Kinder, wenn ihr nun noch feststellt, daß heute Freitag ist und umgekehrt, reise ich morgen ab.“ Das war allerdings eine schlimme Drohung, und bald war dieser Augenblick vergessen.

Die Riemen waren eingezogen. Wir trieben langsam in die große Stille hinaus. Im Boot verstummte allmählich das Geräusch, kein Scherzwort fiel mehr, wir lagen eng aneinander geschmiegt, und Nacht, Meer und Leben wurden in uns zum unvergesslichen Erlebnis. Weisse fing einer an zu singen, leise fielen wir alle ein. Wir sangen schwermütige Lieder, die wir sonst sentimental genannt und bespöttelt hätten, und schließlich schwiegen wir ganz.

Ich saß hinten am Steuer und war tief versunken im Erleben des Meeres. Die gläsern klare Dunkelheit um mich, dieses unbestimmbare ferne Rurren der Brandung, das kaum wahrnehmbare Schlagen der Wellen an der Bordwand erschienen mir wie ein Gottesdienst in einem unermeßlich großen Dom. Mir war, als müßte in diesem Augenblick mein Leben enden, weil nie, nie mehr etwas sein würde, was diesem elementaren Erleben gleich kommen würde.

So waren wir unbestimmbare Zeit getrieben. Ich glaube, daß niemand von uns in diesen Minuten ein Zeitempfinden gehabt hat.

Ich schreute auf durch eine Bewegung des Armes, auf dem mein Kopf lag.

„Huh! Es wird kalt!“

Im Augenblick stand ich, und merkte, daß ein kühler Wind heimtückisch über das Meer schlich. Sofort war mir klar, was ich längst hätte sehen müssen: Wir hatten noch am Nachmittag kräftigen Nord-Ost gehabt, der erst am Abend plötzlich eingeschlagen war. Die warme Luft des Binnenlandes strömte nun während der Nacht hinaus in die dünnere Luftzone über dem Meer. Dieser Südwind, den wir nicht gespürt hatten, weil er so warm war, hatte uns vereint mit einer Seewärts gehenden Strömung in verhältnismäßig kurzer Zeit weit hinaus getrieben. Die kalte Luft, die wir jetzt spürten, war das erste Anzeichen des kräftigen Seewindes, der dann meist in solchen Fällen gegen Morgen ganz unvermittelt aufkommt.

Ich sah mich nach allen Richtungen um. Die undurchdringliche Finsternis ließ kein Licht durch zu uns. Ganz fern blinkte ein Leuchtfeuer. Welches es war, konnte ich nicht feststellen. Im selben Augenblick begann der kleine Wimpel oben auf dem Mast zu flattern. „Aha! Da war er schon!“

Ich versuchte die gute Stimmung an Bord aufrecht zu erhalten: „Hallo, Herrschaften! Aufwachen! Sturmfahrt in Sicht! Wieviel Mann an Bord?“

Wieder zählten sie ab: Dreizehn!

„Also, Kinder die Segel hoch! Ziehen und 'Lexi das Großsegel, Heinz die Fock! Die Damen in die Mitte des Bootes! Fritz das Schwert!“

Angstliches Stimmengewirr.

„Mal Ruhe bitte.“

Von der Brandung nichts zu hören. Wir mußten ein mächtiges Stüd draußen sein.

„Auf, die Segel!“

„Quietschend ging die Leinwand hoch.“

„Alles nach Lud!“

Die prallen Segel drückten das Boot hart über. Ich stand am Steuer, versuchte irgendwie eine Richtung auszumachen. Nichts, nichts zu sehen! „Vorläufig Kurs halten“, dachte ich, „muß eben abwarten.“ Und dann: „Dreizehn im Boot!“ Im Boot herrschte eissiges Schweigen. Die Damen in ihren dünnen Wallleidern, zum Teil ohne Mantel, froren.

„Boys, zieht eure Zaden aus, widelt die Damen ein wenig ein.“

Mir fiel plötzlich ein, daß ich am Morgen eine schadhafte Stelle in der Takelage gesehen hatte. Sie war sowieso etwas schwach für meine Besegelung. Ein leiser Aufschrei: die erste Welle kam über Bord.

„Hallo, dort hinten ist Licht!“

„Wo?“

„Genau hinter uns!“

„Richtig! Also klar machen zur Wende!“ Es waren drei Boys drunter, die schon oft mit mir draußen gewesen waren, und auf die ich mich verlassen konnte.

„Alles klar zur Wende? Achtung! Alles auf die andere Seite! Fod fester! Wen — — — det!“

Es hatte geklappt. Das Licht lag vor uns. Die Takelage röhnte erheblich. Ich erwartete jeden Augenblick den harten kurzen Knall einer gerissenen Schoot.

„Kinder, wir haben's geschafft! Zehn Minuten bis zum Bett!“

Etwas länger dauerte es ja noch. Es war beinahe hell, als wir in den Hafen einfuhren.

Hans Osten schwieg einen Augenblick.

„Und?“ fragte jemand.

„Ja! Jetzt kommt eigentlich erst das Wertwürdige an der Sache.“

Wir legten das Boot mit einiger Erleichterung fest. Die Anderen standen auf dem Kai und warteten auf uns. Viele von ihnen waren etwas blaß. Ich dachte: Für alle diese Leben warst du vier Stunden lang verantwortlich. Und schwor mir, in Zukunft viel vorsichtiger zu sein.

„Na“, rief ich lachend, „alles wohlauf?“

„Na, es geht!“

„Sind denn noch alle da? Mal abzählen!“

Einer zählte: „Eins, zwei, drei — — — zwölf!“

„Ranu! Nochmal!“

„Wieder zwölf!“

„Verdammt, wir waren doch dreizehn! Ist schon jemand fortgegangen?“

„Nein, ich bin als erster raus.“

„Wer fehlt denn?“

„Sind alle da!“

„Zum Donnerwetter! Eins! Zwei! Drei! — — — Zwölf!“

„Geht nach Haus! Wir müssen uns vorhin verzählt haben.“

„Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Am nächsten Tag hieß es, man vermissе eine junge Frau. Alles Suchen war umsonst.

Nach Tagen wurde eine Leiche angeschwemmt. Ich war einer der ersten an der Fundstelle. Es war eine hübschöne Frau. Ich hatte sie nie zuvor gesehen — — —“

Wußten Sie das schon?

Wenige Holzarten sind so haltbar wie das Mahagoniholz, allerdings ist es auch sehr teuer, was daher kommt, daß die Mahagonibäume ungewöhnlich langsam wachsen. Ein Mahagonibaum braucht etwa zweihundert Jahre, um ausgewachsen zu sein, dann hat er aber in der Regel auch eine Höhe von dreißig Metern erreicht. Übrigens ist der Mahagonibaum so etwas wie ein Einsiedler, denn er wächst nicht gern in Gruppen, sondern kommt meist einzeln vor.

Die meisten Frauen verheirateten sich zwischen 25 und 29 Jahren, und zwar sind es in den europäischen Ländern 52 Prozent. Zwischen 30 und 35 Jahren treten noch 15½ Prozent in den Stand der heiligen Ehe, zwischen 35 und 40 aber nur noch 3¼ Prozent, und dann sinkt die Zahl rasch. Zwischen 40 und 45 gehen nur noch 2¼ Prozent die Ehe ein, und zwischen 45 und 50 nur noch ¼ Prozent, also nicht einmal eine von hundert Frauen.

Während die menschliche Bevölkerung der Erde auf 1 849 500 000 geschätzt wird, nimmt man an, daß es mindestens 10 Milliarden Ratten und Mäuse auf der Welt gibt, also kommen auf jedes menschliche Wesen fünf Ratten und Mäuse.

Es soll 1100 verschiedene Arten von Tieren und Insekten in der Welt geben, und jede Art hat Tausende von Varietäten; so gibt es 12 000 verschiedene Spinnentypen, 50 000 Sorten von Schmetterlingen und 40 000 Liegenabarten.

In früheren Zeiten erfreuten sich die Zwerge besonderer Beliebtheit. Bei einem Bankett des Erzbischofs Vitallie im Jahre 1556 warteten 34 Zwerge auf. Besondere Gunst genossen sie am russischen Hof. In Moskau hatte man ihnen eine vollständige Hofhaltung eingerichtet und holte sie aus allen Teilen der Erde herbei. Man kleidete sie in die prächtigsten Gewänder und ließ sie in goldenen Wagen umherfahren. Jede Zwerghochzeit wurde in Moskau mit größtem Pomp gefeiert.